

books

N

5329

.K6

1920

v. 1

Sammlung Götschen

Archäologie

Von

Prof. Dr. Friedrich Roepp

I

Einleitung

Wiedergewinnung der Denkmäler

mit 1 Abbildung im Text und 8 Tafeln



538

Sammlung Götschen

Unser heutiges Wissen
in klaren Worten allgemeinverständlich

E X L I B R I S

W a
vorm
buchh
D e




G o.
Verlags-
& Comp.
p z i g

en“
cht-
ung
und
auf
nter
der
hen
elne
iber
Zu-
nze,
che,
iten

E I N A R G J E R S T A D

Ausführliche Verzeichnisse
der bisher erschienenen Bände umsonst und postfrei



Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Getty Research Institute

Sammlung Götschen

Archäologie

Von

Dr. Friedrich Koepp

Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserl. Archäologischen Instituts
Ordentl. Honorarprofessor an der Königl. Universität zu Frankfurt a. M.

I

Einleitung

Wiedergewinnung der Denkmäler

Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage

Mit 1 Abbildung im Text und 8 Tafeln



Berlin und Leipzig

W. J. Götschen'sche Verlags-handlung G. m. b. H.

1919

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
von der Verlagshandlung vorbehalten.

Inhalt.

Einleitung	Seite
Begriffsbestimmung	5
Archäologie und Kunstgeschichte	7
Archäologie und Philologie	8
Literatur	12

Erster Abschnitt.

Die Wiedergewinnung der Denkmäler.

Erhaltungsbedingungen	20
Reisen	35
Ausgrabungen	38
Olympia und Troja als Schule der Ausgrabung	40
Geschichte der Ausgrabungen	49
Die verschiedenen Aufgaben des Ausgräbers	64
Museen	81
Register	99

Einleitung.

Mit dem wunderlichen, nur durch den Gebrauch verständlichen Namen Archäologie bezeichnet man bei uns in Deutschland die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kunstdenkmälern des Altertums in dem Umfang, in dem ihr auf allen unseren Hochschulen ein besonderer Lehrstuhl zugestanden ist, das heißt in der Beschränkung auf die Griechen und Römer¹⁾ — einer Einschränkung, die man zuweilen durch den auch wieder nur durch den Gebrauch verständlichen Zusatz „klassisch“ andeutet. Diese „klassische Archäologie“ als Lehrfach ist entstanden durch Abspaltung aus der „klassischen Altertumswissenschaft“, wie sie einst Friedrich August Wolf in dem Goethe gewidmeten ersten Band seines „Museums der Altertumswissenschaft“²⁾ umschrieben hatte. Wolf sprach dort von „fast unüberwindlichen Hindernissen“ beim Studium der Denkmäler. Von diesen Hindernissen sind einige weggeräumt, dank der Leichtigkeit des Reisens und der Möglichkeit guter Abbildungen. Aber neben den schriftlichen Quellen des Altertums auch die monumentalen forschend zu beherrschen, ist dennoch heute unendlich schwerer, nachdem ein Jahrhundert der Entdeckungen die Menge der Denkmäler ins Ungeheure vermehrt hat. Doch nicht allein die

¹⁾ Damit wollte und will ich nicht meine eigene, sondern die geläufige Auffassung wiedergeben. Der von Bulle zu Beginn des neuen Handbuchs (S. 4) mir gemachte Vorwurf ist also unberechtigt. Meine eigene Auffassung war ja auf S. 10 damals ebenso deutlich als heute (S. 11) ausgesprochen. Der obige Ausdruck „wunderlich“ sollte auch keine „Anfeindung“ bedeuten, wie Bulle (S. 3) meint; ihn zu begründen, würde aber hier zu weit führen.

²⁾ Berlin 1807, S. 1—145.

Überfülle des Stoffes war es, die in Lehre und Forschung eine Scheidung forderte: eine ganz verschiedene Art der Arbeit, eine verschiedene Befähigung und Vorbildung verlangen die Überreste der Literatur und die der bildenden Kunst¹⁾. Wenn in anderen „Altertumswissenschaften“, wie in der Ägyptologie, die gleiche Scheidung sich noch nicht vollzogen hat, so wird sie doch auch da nicht ausbleiben können.

In das Reich des griechischen und römischen Altertums haben sich also Philologie und Archäologie so geteilt, daß jener die Erforschung der Sprachdenkmäler zufällt, dieser die Erforschung der Kunstdenkmäler — wobei „Kunst“ in dem beschränkten und doch gerade unendlich

1) Wenn Otto Jahn (s. die folgende Anmerkung) der Forderung „einer angeborenen Empfänglichkeit für die Kunst“ begegnet (oder „nicht begegnen will“) mit „der versänglichen Frage“: „wie viele von denen, welche für Philologen gelten, den angeborenen Sinn für die Schönheit der Form oder die Tiefe des geistigen Gehalts in den Schriftwerken des Altertums besitzen und ausgebildet haben“, so darf man dagegen wohl sagen, daß die Forderungen, die eine Wissenschaft an ihre rechten Vertreter stellt, nicht nach dem Durchschnitt bemessen werden sollen, und daß sich tatsächlich Philologen hohen Ranges des Verständnisses für die alte Kunst zuweilen ziemlich bar erwiesen haben und namhafte Archäologen an philologischen Problemen gescheitert sind. Mit um so größeren Ehren sollen deshalb die Namen genannt werden, die auf beiden Gebieten gleich guten Klang haben, wie vor allem der Jahns selbst.

Die von Burjau (Verhandlungen der 21. Philologenversammlung in Augsburg 1863, S. 55 f.) versuchte Anschauung von der völligen „Identität aller archäologischen und philologischen Methode“ kann nur zu dilettantischen Übergriffen auf beiden Seiten führen, und es wäre förderlicher, die Unterschiede archäologischer und philologischer „Kritik und Hermeneutik“ klarzustellen als die ohne Zweifel vorhandene Verwandtschaft zu betonen. Vgl. hierzu meinen auf der Marburger Philologenversammlung 1913 „Zum Gedächtnis Otto Jahns“ gehaltenen Vortrag, abgedruckt „Sokratēs“ II 1914 S. 65—74, sowie besonders H. Wulfs „Unterscheidungslehren“ in dem neuen Handbuch (s. unten).

weiten Sinne zu verstehen ist, in dem das Wort alle Gebilde der Menschenhand umfaßt, „alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken“, um ein Wort Alexander Conzes zu wiederholen¹⁾.

Dieser weite Begriff ist es wohl neben dem Ursprung aus der Altertumswissenschaft gewesen, der die Archäologie bisher von der „Kunstgeschichte“ geschieden und an der Seite der Philologie gehalten hat — denn wer möchte für Zeiten reicherer Überlieferung der „Denkmälerkunde“ gleichweite Grenzen ziehen!

Wahr ist es: die Archäologie umfaßt auch einen Teil der allgemeinen Kunstgeschichte, und der wichtigsten einen: „wo sich der Querdurchschnitt der klassischen Philologie und der Längendurchschnitt der Kunstwissenschaft kreuzen, da

¹⁾ A. Conze, Über die Bedeutung der klassischen Archäologie, Antrittsvorlesung, Wien 1869. Um so lieber berufe ich mich auf diese Autorität, als ich mich hier in Widerspruch setze zu keinem Geringeren als Otto Jahn, in dessen Darlegungen „Über das Wesen (und die wichtigsten Aufgaben) der archäologischen Studien“ (Berichte der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften II 1848, S. 209 f.). Aber freilich nicht um die Inschriftenkunde im Bereich der „Denkmälerkunde“ unterzubringen, fasse ich den Begriff so weit, und daß andererseits auch die literarischen Zeugnisse, die geeignet sind, uns über erhaltene oder verlorene Denkmäler aufzuklären, in den Bereich des Archäologen gehören, halte ich für selbstverständlich. „Den Gesichtspunkt der Kunst“ geben auch wir nicht auf, geben dem Wort nur einen weiteren Begriff, womit dann aber nicht gesagt sein soll, „daß man jedwedes tastbare Objekt aus dem Altertum mit gleichem Kunstenthusiasmus empfangen“ soll. Daß man das getan „und sofort die ästhetische Wertschätzung mit dem historischen Interesse verwechselt hat“, das hat nach Starck's Bemerkung (Handbuch S. 55) der Archäologie außerordentlich geschadet. „Eine Menge antiker Objekte sind wichtigste Erkenntnisquellen, aber nicht Objekte der künstlerischen Wertschätzung.“ Ist es im Bereich der Literatur denn anders? — Ebenso weit faßt den Begriff der Archäologie Gercke, Einleitung in die Altertumswissenschaft I S. 112.

und genau da liegt das Gebiet der klassischen Archäologie": das ist ein anderes Wort Conzès. Und vor einer strengen Systematik der Wissenschaften wird die „Archäologie“ ihre Selbständigkeit nicht behaupten können. Aber auch der gesamten „Alttertumswissenschaft“, von der sich unsere Archäologie abgezweigt hat, wagte schon Wolf den Namen einer Wissenschaft nicht zuversichtlich zuzusprechen. Auf solche Fragen können wir uns hier nicht einlassen¹⁾. Die Archäologie, wie sie nun einmal ist, sieht sich nach Ursprung und Ziel auf ein geschwisterliches Verhältnis zur Philologie vor allem angewiesen. Aber sie hat es im Universitätsunterricht nicht ganz leicht, neben der älteren Schwester ihre Rechte zur Geltung zu bringen.

Daß dem „Archäologen“ eine gewisse Kenntnis der Literatur des Alttertums schlechterdings unentbehrlich ist, daß er bis zu einem gewissen Grade „Philologe“ sein muß, wird wohl nicht leicht bezweifelt oder vergessen. Daß aber auch der Philologe eine gewisse Kenntnis der Denkmäler durchaus besitzen muß, wird weniger beherzigt und leider auch durch die Forderungen der Prüfungsordnung nicht hinlänglich eingepägt²⁾. Später freilich verlangt man von dem Lehrer Bekanntschaft auch mit den Denkmälern und tut allerhand, um sie zu fördern und zu erweitern, aber dafür, daß während der Studienzeit eine einigermaßen genügende Grundlage gelegt werde, ist nicht gebührend gesorgt — wenn auch die Gelegenheit geboten ist!³⁾ — und deshalb

¹⁾ Vgl. M. Bonnet, La philologie classique, Paris 1892.

²⁾ Es muß anerkannt werden, daß durch die Zulassung der Archäologie als „Zusatzfach“ bei der Prüfung neuerdings eine Besserung angebahnt ist.

³⁾ Dafür daß sich bei solchen „Ferientursen“ allzuspät Erkenntnisse erschließen, die füglich schon auf der Universität hätten gewonnen werden können und sollen, scheint mir ein Heines persönliches Erlebnis ein anschaulicher Beweis zu sein. Ich sprach

bringen alle späteren Veranstaltungen, wie „Ferienkurse“ und dergleichen, nur den halben Gewinn, zuweilen vielleicht eher Schaden als Gewinn, indem mit einem auf mangelhafte Grundlage aufgeladenen Wissen im Unterricht Unjug getrieben wird.

Welcker hat einmal die Wichtigkeit der Beschäftigung mit der bildenden Kunst mit eindrucksvollen Worten hervorgehoben: „Was die Griechen auszeichnet, ihrer Mythologie und Poesie den höchsten Wert gibt und ihre ganze Bildung durchdringt, das Plastische, tritt in den Werken der Künste, die von ihm den Namen haben, in größerer Anschaulichkeit und Fülle hervor als in allem übrigen. Darum sind sie eine Schule der Altertumskenntnis überhaupt und ein notwendiger und großer Bestandteil der Altertumsstudien.“

vor einigen Jahren mit einem Herrn, der sich zum dritten Male an dem Berliner Ferienkursus beteiligte, also auch zum dritten Male Trendelenburgs gewiß vortreffliche Vorträge über die Skulpturen von Olympia gehört hatte, und als ich mir die Bemerkung erlaubte, daß dabei doch dieselben Dinge sich notwendigerweise wiederholen müßten, erwiderte er mir, daß doch auch jedesmal Neues hinzukomme, und führte dafür als Beispiel die eben gewonnene Bekanntschaft mit einem geschnittenen Stein an, durch die seine Vorstellung von dem Zeus des Phidias eine wesentlich andere geworden wäre, da sie sich bis dahin doch an den Zeus von Ostia gehalten hätte. Es war die vom Berliner Museum im Jahre 1912 erworbene und von Wiegand beim Winkelmannsfest der Archäologischen Gesellschaft vorgelegte Gemme (Archäolog. Anzeiger 1913, Sp. 29; Amtliche Berichte XXXIV, 1913, S. 169); aber deren Zeugnis würde nichts bedeuten, wenn wir nicht seit geraumen Jahrzehnten das viel gewichtigere Zeugnis der bekannten elischen Münzen besäßen. Ein halbes Jahrhundert wird vergangen sein, seitdem die Archäologie ihre Vorstellung von dem Olympischen Zeus von dem Kopf von Ostia gelöst hat; schon vor einem Menschenalter kann in keiner einzigen akademischen Vorlesung dieser Kopf noch als maßgebend bezeichnet worden sein; nur in den rückständigsten „Grundrissen“ mag er vielleicht damals noch seinen einstigen Anspruch aufrechterhalten haben.

Daß alle Erkenntnis, die aus den Denkmälern zu schöpfen ist, dem wackeren Philologen bei offenen oder gar bei geschlossenen Augen von selbst zufallen könne, ist vielleicht eine verbreitete Einbildung; aber es ist die gleiche Täuschung, kraft deren ein jeder, der sich mit Recht oder Unrecht gesunden Menschenverstand zuschreibt, über die bildende Kunst reden zu dürfen meint: es ist kein Zufall, daß das geflügelte Wort „Schuster, bleib bei deinem Leisten!“ der Abwehr unberufenen Geredes über die Kunst entstammt.

Aber solange die Prüfungsordnung die Archäologie so stiefmütterlich behandelt, wird freilich auch ein junger Philologe, der von jener Einbildung frei ist, sich dennoch nach den kürzesten Wegen umsehen müssen, die ihn in die Denkmälerforschung einführen. Aus solchem Umsehen erwächst dann auch bei solchen, die den archäologischen Vorlesungen nicht fernbleiben wollen, die Frage nach einem „Buch“, das zur Einführung geeignet ist. Diese oft gestellte Frage, auf die ich keine rechte Antwort zu geben wußte, hat mich vor Jahren auf den Gedanken des vorliegenden kleinen Buches gebracht. Die Kenntnisse, die zur Archäologie gehören, in vier solche Bändchen zusammenzupressen, wäre Frebel und alles andere eher als eine Förderung des archäologischen Studiums. Aber von den Aufgaben der Archäologie läßt sich auch auf so beschränktem Raum eine Vorstellung geben, und wenn die Beispiele glücklich gewählt werden, so kann es kaum anders sein, als daß sie den Leser hineinlocken in ihr Gebiet. Es sollen hier gewissermaßen nur Türen geöffnet werden, die zum Eintritt einladen. Andere Compendien mögen ihren Benutzern das stumpfsinnige Glück, alles Wichtige zu wissen, vortäuschen, indem sie ihnen aus der höchsten Vogelperspektive das ganze Gebiet zeigen; daß man durch eine geöffnete Tür meist nur einen Ausschnitt der Vorgänge in dem Raum sehen kann, weiß jeder und fühlt sich deshalb

angezogen einzutreten, sofern der Ausschnitt seine Teilnahme fesselt.

Den Anregungen nachzugehen, sollen die Literaturangaben ermöglichen und ermuntern. Aber der Zweck meines Büchleins wäre nur halb erfüllt, wenn es nicht auch — rechtzeitig zur Hand genommen — die Studierenden der Philologie in größerer Zahl als bisher zu den archäologischen Hörsälen und Museen hinführte, in denen Können und Kenntnisse gewonnen werden sollen, die sich durch Bücher gar nicht vermitteln lassen.

An diese Studierenden habe ich beim Schreiben zunächst gedacht, und aus Vorlesungen ist das Buch erwachsen. Aber ich darf mir als Leser doch auch den weiteren Kreis der Gebildeten wünschen, für den die Denkmäler des Altertums ihre alte Anziehungskraft auch heute noch nicht verloren haben, und der doch oft von den Aufgaben der berufsmäßigen Hüter dieser Denkmäler eine so dunkle Vorstellung hat, daß vielen lange Zeit Heinrich Schliemann als der glänzendste Vertreter der Archäologie erschien, oder diese mit der Anthropologie zu einem Reiche unter dem Zepher Rudolf Virchows zusammenfloß.

Denkmälerforschung im weitesten Sinne ist die Archäologie, nach Zeiten und Völkern nur so weit beschränkt, als der Beschränkung menschlicher Kraft Rechnung getragen werden muß. So soll denn hier von den Denkmälern der Griechen und Römer die Rede sein, nur aus deren Gebiet sind die Beispiele entnommen, durch die die Aufgaben der Forschung anschaulich gemacht werden sollen. Aber nicht nur sind diese Aufgaben keine anderen als die, die auch dem Ägyptologen, dem Assyriologen gestellt sind, sondern es kann auch mehr als eine ihre Lösung nicht finden, ohne daß der Blick über die Grenzen der einzelnen Kulturkreise des Altertums hinaus-schweift.

Literatur.

Was ich zu geben versuchte, war etwas durchaus Neues. Das lehrte ein Blick auf die vorhandenen Handbücher.

Dreimal war es unternommen worden, den gesamten Stoff der Archäologie in einem umfangreichen Handbuch zusammenzufassen.

Karl Otfried Müllers „Handbuch der Archäologie der Kunst“ war zuerst 1830, zum zweitenmal 1835 erschienen, wurde 1848, nach des genialen Verfassers frühem Tod, von keinem Geringeren als Welcker bearbeitet, zum viertenmal dann, in einem unveränderten Neudruck, 1878 herausgegeben. Die Wertschätzung des Buches bewiesen diese beiden posthumen Ausgaben, und wir staunen bei jedem Einblick über Reichthum und Klarheit des Inhalts. Aber wenn sich ein Bearbeiter des klassischen Werks so wenig finden ließ, daß man nach dreißig Jahren zu einem unveränderten Abdruck der Welckerschen Ausgabe schritt, so beweist das, daß schon 1878 sehr viel an dem Buch zu ändern gewesen wäre, und wie könnte es vollends nach weiteren vierzig Jahren genügen!

Karl Bernhard Stark wollte es ersuchen; aber sein gleichnamiges Werk (Leipzig 1880) kam nicht über die erste Abtheilung hinaus, die eine „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst“ enthält und sich besonders durch die gelehrte Geschichte der archäologischen Studien auch nach fast vier Jahrzehnten noch nützlich erweist.

Karl Sittls Buch endlich, als sechster Band des J. v. Müllerschen „Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft“ 1895 erschienen, ließ gerade die wichtigsten Eigenschaften eines solchen Handbuchs, Zuverlässigkeit und Klarheit, vermessen (vgl. u. a. meine Besprechung in den Götting. gel. Anzeigen 1895 S. 551 f.). Adolf Furtwänglers vorzeitiges Ende hat uns mit anderen Hoffnungen zunächst auch die genommen, an die Stelle von Sittls monströser Leistung ein Werk gesetzt zu sehen, das den besten Bänden der nützlichen Sammlung wohl ebenbürtig geworden wäre. Andere sind in die Lücke eingetreten, aber je größer ihre Zahl ist, um so mehr würde die Ausführung des Plans geraume Zeit fordern, auch wenn nicht der große Krieg zur Einstellung des Drucks gezwungen und die meisten der Mitarbeiter jahrelang der Wissenschaft entzogen

hätte. Erschienen ist bis jetzt, und zwar seit 1913, nur eine erste Lieferung (S. 1—184), in der H. Bulle (der Herausgeber des ganzen Werks) Wesen und Methode der Archäologie (S. 1—79), Br. Sauer ihre Geschichte (S. 80—141), Th. Wiegand Untergang und Wiedergewinnung der Denkmäler (S. 142—84) behandelt haben — beiläufig denselben Stoff, dem der erste Abschnitt meiner „Archäologie“ (S. 1—77), in dieser zweiten Auflage, die auf vier der inneren Gliederung entsprechende Bändchen erweitert werden soll, das vorliegende erste Bändchen gewidmet ist. Über Vorzüge und Mängel des neuen Handbuchs — soweit solche in dieser ersten Lieferung sich zeigen — habe ich meine Meinung „Sokrates“ IV 1916 Jahresberichte S. 217—228 gesagt.

Noch weniger als mit den drei vorher genannten Handbüchern will meine bescheidene Arbeit mit diesem Werk verglichen sein — auch wenn man von dem ungeheuren Abstand des Umfangs absehen wollte, der schon allein eine Vergleichung auszuschließen scheint. Alle vier wollen den gesamten Stoff der Archäologie vor dem Leser ausbreiten, hier sollen nur ihre Hauptaufgaben zur Darstellung kommen und an Beispielen veranschaulicht werden¹). Müller und Sittl widmen fast die Hälfte ihrer Bücher einer Geschichte der alten Kunst, in dem neuen Handbuch sind für sie zwei Bände (II. III.) vorgesehen²), hier wird

¹) Wenn der Raum es gestattet hätte, würde ich am liebsten eine Art „Anthologie“ vorbildlicher archäologischer Arbeiten gegeben haben. Aber auch bei der notwendigen Kürze schien es mir nicht nur erlaubt, sondern geboten, so oft als möglich die Darlegungen in den eigenen Worten der Autoren zu geben.

²) Nur diese, in kurzem Abriss, bietet E. Krofers „Katechismus der Archäologie“, „Übersicht über die Entwicklung der Kunst bei den Völkern des Altertums“ (Leipzig, Weber; 2. Auflage, 1900). Nichts möchte ich hier weniger bieten als einen „Katechismus“.

Eduard Gerhard's Grundzüge der Archäologie (in den Hyperboreisch-Römischen Studien I 1833) sind „ein Fragment“, in der Hauptsache (S. 28—84) über „Götterlehre und Götterdienst“. Empfehlenswert scheinen mir auch heute noch zwei Aufsätze von Ludwig Preller über die wissenschaftliche Behandlung der Archäologie (in der Zeitschrift für die Altertumswissenschaft 1845 = ausgewählte Aufsätze, S. 384—425), denen ich im Verlauf der Arbeit einige Anregungen entnommen habe.

nur von einzelnen Problemen der Kunstgeschichte die Rede sein. Wer durch ihr ganzes Gebiet einen zuverlässigen Führer begehrt, der findet ihn in Michaelis' auf knappem Raum unglaublich reicher, fast möchte man sagen zu reicher Bearbeitung des Springerischen Handbuchs (Leipzig, früher Seemann, jetzt Kröner, 10. Auflage bearbeitet von Volters, 1915; der überaus nützliche „Literaturnachweis“ liegt einstweilen nur zur neunten Auflage vor, bearbeitet von M. Köster, 1911), für eine lange Strecke auch weit eingehender in George Perrots *Histoire de l'art dans l'antiquité* („Perrot-Chipiez“, bis jetzt meines Wissens neun Bände, zu denen hoffentlich auch nach dem Tode des verdienten Forschers noch weitere hinzutreten)¹⁾. Mehr als das dritte Viertel des ganzen Umfangs nimmt in Müllers Handbuch die sogenannte „Kunstmythologie“ ein. Hier soll nur von den Bedingungen mythologischer Deutung gesprochen werden. Über das einzelne findet man Belehrung in W. H. Roschers seinem Abschluß entgegengehendem „Ausführlichen Lexikon der griechischen und römischen Mythologie“ (Leipzig, Teubner, seit 1884).

Für anspruchlosere Leser will Ähnliches wie jene Handbücher auch M. Collignons Buch *L'archéologie grecque* (Bibliothèque de l'enseignement et des beaux arts (Paris, Picard, 2. Auflage 1907) bieten, auch dieses also von dem meinigen bei vergleichbarem Umfang wesentlich verschieden. Zwischen beiden gewissermaßen in der Mitte stehen P. Gardners *Principles of Greek art* (New York 1914), über die ich in den Götting. gel. Anzeigen 1915

Als mein Buch in seiner ersten Auflage schon zum größten Teil druckfertig war, erschien der zweite Band der von Verke und Norden herausgegebenen Einleitung. Darin gibt F. Winter (S. 73—137) eine inhaltreiche Übersicht über die Geschichte der antiken Kunst unter starker Hervorhebung der Hauptzüge der Entwicklung und namentlich der in der griechischen Kunst erkennbaren Ausbildung der künstlerischen Formen, ganz besonders ausgezeichnet aber und zumal für den Philologen anziehend und anregend gemacht durch das gedankenreiche Kapitel über „Parallelererscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst“ (S. 161—187).

¹⁾ Noch in den Anfängen, aber sehr viel versprechend ist Ludwig Curtius' „Antike Kunst“ in Fritz Burgers „Handbuch der Kunstwissenschaft“, bis jetzt sechs Lieferungen (S. 1—192), bis auf die Einleitung noch ganz der ägyptischen Kunst gewidmet.

S. 244—48 berichtet habe. Wenn ich, wie dort gesagt ist, mein Buch vor allem als eine „Methodologie“ angesehen haben möchte, so habe ich um so mehr Grund, auf das ungefähr gleichzeitig mit meiner Archäologie erschiene dreibändige Werk W. Deonnas hinzuweisen, das sich die Kritik der bisher geltenden archäologischen Methode und die Schaffung einer neuen zur Aufgabe gemacht hat: *L'archéologie, sa valeur, ses méthodes* (Paris, Librairie Renouard 1912): I. Les méthodes archéologiques (477 S.), II. Les lois de l'art (532 S.), III. Les rythmes artistiques (564 S.). Der ungeheure Unterschied des Umfangs scheint auch hier einen Vergleich mit dem vorliegenden Buch von vornherein auszuschließen. Aber Deonnas Bände sind freilich selbst für ein französisches Buch ungewöhnlich wortreich, weiterschweifig und abschweifig, des Verfassers staunenswerte Belesenheit tritt zum Überfluß und Überdruß hervor, und er spricht im ersten Band wohl mehr als zur Hälfte mit den Worten anderer zu uns. Auch hat er uns selbst durch die Tat bewiesen, daß das Wesentliche seiner Darlegungen sich auch auf sehr viel knapperem Raum sagen ließ, indem er den Inhalt der drei Bände in ein kleines Buch von 187 Seiten zusammenfaßte: *Les lois et les rythmes dans l'art* (Bibliothèque de culture générale. Paris, Flammarion, 1914). Wesentlich aber ist der Unterschied im Begriff der Archäologie, der bei mir allzu beschränkt scheinen mag — aber diese Beschränkung ist historisch geworden und in einem deutschen Buch berechtigt —, bei Deonna hingegen uferlos verschwimmt zu einer Kunstwissenschaft, die von der paläolithischen Zeit bis ins neunzehnte Jahrhundert die Blicke schweifen läßt, aber auch die Gegenwart beherrscht, aus der Vergangenheit erklärt und jene erklären läßt, ja durch so gewonnene Gesetze auch den Weg der Zukunft vorausschaut (III S. 519—35). Wesentlich ist ferner der Unterschied in der Schätzung des Persönlichen in der Kunst wie in der Forschung. Geknechtet unter ewige Gesetze, bedeuten die größten Künstler für Deonna wenig oder nichts; in Anerkennung jener Gesetze haben die größten Forscher um Nichtiges sich vergebens bemüht. Ich meine, auch skeptisch zu sein, und verkenne nicht, daß viel gesündigt worden ist — auch von den Besten. Aber ich sehe große und kleine Sünder, große und kleine Sünden und sehe auch einigen sicheren Besitz von der Wissenschaft geborgen. Raum vermag ich mich der gar nicht so seltenen Übereinstimmung mit Deonnas Skeptizismus zu freuen, da ich diesen so oft im Windmühlkampf gegen Anschauungen anreunen sehe, die von der Wissenschaft seit Menschenaltern aufgegeben sind — das haben

auch französische Kritiker bemerkt —, und da ich ihn zum Nihilismus ausarten sehe, während ich andererseits den Flug ins Reich der ewigen Kunstgesetze, durch den Deonna sich schadlos hält für die Verwüstung, die sein Skeptizismus in der Wissenschaft anrichtet, mitzumachen wenig geneigt bin. Wesentlich ist endlich, daß ich die Beschäftigung mit Deonnas Buch — wenigstens mit dem ersten Band — trotz seiner Weiterschweifigkeit für den Kenner mit Salomon Reinach ganz unterhaltend finde — daß Reinach von den beiden folgenden Bänden schweigt, ist vielleicht kein Zufall —, für den Lernenden aber gefährlich, ja verhängnisvoll, während ich darauf Wert legen möchte, gerade für den Lernenden den rechten Ton gefunden zu haben, in Unbefangenheit gegenüber dem Verfehlten und in Ehrfurcht vor dem Geleisteten. Daß mir das einigermaßen gelungen ist, scheint die Notwendigkeit dieser zweiten Auflage zu beweisen, die vermutlich schon viel früher eingetreten wäre, wenn nicht der Krieg das Bedürfnis nach solchen Büchern gewaltig herabgedrückt hätte, obgleich ich weiß, daß auch manchen unserer jungen Krieger die kleinen Bändchen ins Feld begleitet haben.

Damit ich, wenig geneigt, wie ich bin, zu Deonnas Ausflügen ins weite Gebiet der Kunstwissenschaft, doch nicht undankbar erscheine gegen die von dort kommende Belehrung, sei zum Schluß dieser Literaturübersicht noch auf das Werk eines Kunsthistorikers hingewiesen, das sich mit meiner Archäologie vielfach berührt, ihr nicht selten die Ehre der Erwähnung erwiesen und für diese Bearbeitung manche wertvolle Anregung gebracht hat: H. Lieke, Die Methode der Kunstgeschichte. Ein Versuch. (Leipzig, Seemann, 1913, XI u. 489 S.)

Einer solchen Anregung folgend möchte ich gleich hier einige Worte über Hilfswissenschaften der Archäologie einfügen. Mit Lieke (S. 254 f.) bin ich der Ansicht, daß „der Begriff der Hilfswissenschaft nicht nur ein relativer, sondern auch ein höchst unbestimmter“ ist. Es scheint auch mir klar, daß weder die Wissenschaften, die sich nur gelegentlich in den Dienst der Archäologie stellen — wir könnten hier ebenfalls die Botanik nennen, im Hinblick auf Arbeiten wie die Meurers¹⁾, oder auch die Zoologie, mit

¹⁾ M. Meurer, Vergleichende Formenlehre des Ornaments und der Pflanze mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der architektonischen Kunstformen (Dresden 1909).

Rücksicht auf Arbeiten wie die D. Kellers¹⁾ —, als Hilfswissenschaften der Archäologie bezeichnet werden können, noch auch einzelne Betätigungen der Archäologie selbst zu solchen gewissermaßen degradiert werden dürfen, indem man etwa nur die Funktion des eigentlichen Kunsthistorikers als vollwertig gelten ließe. Aber die Arbeitsbedingungen der Archäologie und der Kunstgeschichte sind doch zu verschieden, als daß wir die von Tieze genannten Hilfswissenschaften ohne weiteres übernehmen könnten. Schon die Einteilung in solche „der mittelbaren Quellen und der unmittelbaren“, wenn man sie auch gelten lassen kann, nimmt sich bei der Archäologie wesentlich anders aus als dort, weil die „mittelbaren Quellen“ bei ihr eine sehr viel geringere Rolle spielen. Im einzelnen kommen Diplomatik, Sphragistik, Heraldik gar nicht in Betracht, die Chronologie in noch beschränkterem Grade als schon bei der Kunstgeschichte, während an die Stelle der Paläographie die Epigraphik tritt, diese schon durch ihr Verhältnis zur Geschichte an den Rang einer Hilfswissenschaft gewöhnt und zu höheren Ansprüchen nicht berechtigt. Aber auch die Philologie darf es nicht als einen Raub an ihrer Selbständigkeit ansehen, wenn wir sie zu unseren Hilfswissenschaften rechnen — zu Gegendiensten übrigens stets gern bereit. Die Verbindung beider Disziplinen beruht ja, wie wir sahen, auf Gleichberechtigung²⁾, wofern nicht der Philologie noch durch ihr ehrwürdiges Alter ein gewisser Vorrang zukommt; aber Hilfswissenschaft ist sie trotzdem da, wo ihr nicht das entscheidende Wort bei der gemeinsamen Arbeit zugestanden werden kann, und besonders insofern, als sie der Archäologie die leider nur zu spärlichen Schriftquellen in geeigneter Form darzubieten und ihre richtige Verwertung zu überwachen hat. Mit der Textkritik und der literarischen Beurteilung der beiden für den Archäologen weitauß wichtigsten Schriftsteller, des Plinius und Pausanias, ist diese Aufgabe keineswegs erschöpft: eine zeitgemäße Erneuerung des für

¹⁾ D. Keller, Die antike Tierwelt I, II (Leipzig 1909 und 1913).

²⁾ Nicht berechtigt scheint mir, daß Tieze (S. 259 f.) bei der Verfolgung der „systematischen Parallelität der bildenden Künste und der literarischen Erzeugnisse“, die das gleiche „Kunstwollen“, denselben Geist in Wort und Bild aufzuweisen sucht — man denke an Winters S. 14 (Anmerkung) erwähnte Arbeit —, der Philologie die Rolle der „Hilfswissenschaft“ zuteilt.

uns unentbehrlichen Buches von Overbeck¹⁾ gehört zu den dringendsten Wünschen und wäre viel mehr die Sache eines Philologen als eines Archäologen, während ein „Glossarium der Kunstsprache“, wie es Tieze (S. 258) für Mittelalter und Renaissance vermißt, auch für uns gewiß erwünscht und nur für Teilgebiete schon geschaffen, nur in gemeinsamer Arbeit von einem Philologen und Archäologen erfolgreich in Angriff genommen werden könnte.

Bei den „Hilfswissenschaften der unmittelbaren Dnesen“ zeigt sich deutlicher die Zugehörigkeit der Archäologie zur allgemeinen Kunstgeschichte. Denn von den bei Tieze (S. 264—87) angeführten „Wissenschaften und Kenntnissen, die der Kunstgeschichte die Erkenntnis und kritische Würdigung der mit dem Kunstwerk untrennbar verbundenen Eigenschaften erleichtern oder ermöglichen“, wird man die meisten auch als Hilfswissenschaften der Archäologie gelten lassen. So die Materialkunde, so, von den „auf den Gegenstand bezüglichen Hilfswissenschaften“, Anatomie, Mimik und Physiognomie, Kostümkunde. Freilich wird man nicht nur mit dem Kunsthistoriker betonen, daß „Wissenschaften“ aller Art Kunstwerke inhaltlich erklären helfen können, ohne deshalb als „Hilfswissenschaften“ angesprochen werden zu müssen, wird aber doch unter ihnen der Mythologie einen hervorragenden Platz einräumen. An dritter Stelle nennt Tieze als „auf die Form bezügliche Hilfswissenschaften“ die Perspektive, dann die Unter-

¹⁾ Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen, gesammelt von F. Overbeck (Leipzig 1868). Ein kleiner Teil dieser Zeugnisse ist etwa ein Menschenalter später unter Beifügung nützlicher Anmerkungen und einer entbehrlichen englischen Übersetzung vereinigt worden in dem Buch von H. Stuart Jones: *Select passages from ancient writers illustrative of the history of Greek sculpture* (London 1875). Genannt werden mag auch noch das anspruchslose Büchlein von F. A. Bernhard: *Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte*. Auswahl für die oberen Gymnasialklassen (Dresden-Berlin 1898), in dem natürlich dem Pausanias und Plinius der Löwenanteil zufällt. — Nachdrücklich hingewiesen sei auch hier schon auf P. Friedländer's lehrreiche Einleitung zu seiner Ausgabe des Johannes von Gaza und Paulus Silentarius, in der er die Beschreibung von Kunstwerken in der antiken Literatur behandelt hat (Leipzig-Berlin 1912). Im zweiten Bändchen wird darauf zurückzukommen sein.

suchung der einfachsten Formelemente und der Farbewirkung. Als „praktische Hilfsfächer“ endlich führt er die Kunstübung an, die der Archäologe ja als wünschenswert bezeichnen kann, ohne Gefahr zu laufen, mit Überspannung dieser Forderung von den Künstlern aus seinem eigenen Gebiet verdrängt zu werden, da ja die Künstler, mit denen er sich zu beschäftigen hat, nicht mehr in der Lage sind, ihr Vorrecht oder gar einen ausschließlichen Anspruch geltend zu machen. Endlich nehmen sich die Forderungen und Pflichten der „Denkmalpflege und Musealkunde“, die Liebe an letzter Stelle (S. 278—87) nennt, für den Archäologen so wesentlich anders aus, daß man geneigt sein wird, ihre Funktionen den eigentlichen Aufgaben der Archäologie beizuzählen, unter denen sie dann auch an ihrer Stelle zur Geltung kommen sollen.

*

*

*

Vier Aufgaben hat die Denkmälerkunde, denen sich, wie ich glaube, alle Archäologenarbeit einordnen läßt. Die erste ist die Wiedergewinnung der Denkmäler, die zweite ihre Beschreibung, die dritte ihre Erklärung, die vierte ihre Zeitbestimmung, die bei Denkmälern höheren Ranges zur kunstgeschichtlichen Einordnung wird und in der Bestimmung des Urhebers ihr letztes Ziel hat. Diesen vier Aufgaben entsprechen die Abschnitte und in dieser zweiten Auflage auch die einzelnen Bändchen unseres Buches.

Erster Abschnitt.

Die Wiedergewinnung der Denkmäler.

Die Wiedergewinnung der Denkmäler ist von der Art ihrer Erhaltung abhängig — über oder unter der Erde —, diese wieder von ihren Schicksalen — bis zurück zu der ursprünglichen Zweckbestimmung — und von den Erhaltungsbedingungen des Materials¹⁾.

Davon ist also zuerst zu sprechen, und schon hier wird es sich empfehlen, die Denkmäler nach den drei Gattungen der bildenden Kunst zu scheiden in Denkmäler der Baukunst, der Bildhauerkunst und der Malerei.

Erhaltungsbedingungen.

Als die primitivsten Bauwerke kann man einfache Erdwälle ansehen. Solche können sich unter günstigen Umständen, d. h. wenn nicht die Kulturarbeit sie zerstört, Jahrtausende lang in deutlichen Resten erhalten. Aber auch da, wo der Wall völlig eingeebnet ist, wird in dem selten fehlenden Graben sich dem Boden eine unvertilgbare Spur eingepträgt haben²⁾.

¹⁾ Vgl. Fr. Rathgen, Die Konservierung von Altertumsfunden (Handbücher der Kgl. Museen VII), Berlin 1898. Zweite Auflage I. Teil: Stein und steinartige Stoffe. VIII u. 153 S. Mit 91 Abbildungen und einem Anhang von 9 S. 1915.

²⁾ Diese Spur sieht verschieden aus, je nachdem der Graben kurze oder lange Zeit offen gewesen ist. Nur der untere Teil der Gräben zeigt durchweg den ursprünglichen Umriß, der obere nur da, wo die Gräben schon im Altertum wieder eingeebnet worden sind. Wenn sie dagegen jahrhundertlang offen gelegen haben, sind die Böschungen im oberen Teil mehr oder weniger verwittert und weisen etwa in der Mitte einen Knick auf. In Haltern gestatteten besondere Umstände in einem Fall den Nachweis der Abwei-

Als Beispiel genügt der obergermanisch-rätische Limes in seiner letzten Gestalt, einer der zahlreichen Grenzwälle des Römerreiches.

Oft, ja meist wird mit dem Erdbau Holzbau verbunden gewesen sein: dem Erdwall gab eine Holzwand Halt. Die Hauptpfosten solcher Holzwände pflegten tief ins Erdreich eingesenkt zu sein und können sich in dauernd feuchtem Boden teilweise erhalten, sonst aber in dem Pfostenloch oder dem Palisadengraben eine gleich den großen Gräben unvergängliche Spur zurückgelassen haben. Für beides bieten die Ausgrabungen am Limes und die im Lippegebiet Beispiele genug. In Haltern sah man am alten Lippeufer Reihen von Pfahlresten im dauernd feuchten Erdreich und, als ihre Fortsetzung, die dunkle Spur des Palisadengrabens, wo das Holzwerk völlig vergangen war. Aber auch ein Wall aus Heideplaggen ohne alle Holzbefestigung und somit ohne alle Spuren im Boden ließ sich in einem Fall noch mit Sicherheit feststellen, indem der für einen geböschten Wall zu schmale, von der römischen Besiedelung sichtlich ausgeschlossene Streifen auf der Innenseite des Grabens diese Bauweise vermuten ließ, und das in der ganzen Umgebung nachweisbare Fehlen der römischen Humusschicht die Vermutung bestätigte¹⁾.

Dem Erdwall am nächsten steht die Lehm-mauer, oft aus Lehm und Flechtwerk, Reisig, Stroh errichtet und Lehmbrocken mit den Eindrückten jener Bindemittel als Spuren zurücklassend. Auf einer höheren Stufe steht die Luftziegel-mauer. Das Baumaterial der an der Luft getrockneten

chung des scheinbaren Grabenprofils von dem ursprünglichen; s. Mitt. d. Altertumskommission für Westfalen V (1909), S. 13 f. Man wird es verzeihlich, ja vielleicht unfähig finden, wenn ich in dieser zweiten Auflage die Beispiele öfter als in der ersten meinem jetzigen vornehmlichen Arbeitsgebiet entnehme.

¹⁾ Vgl. a. a. D. S. 5 f.

Ziegel hat im Altertum eine sehr große Rolle gespielt. Erst die römische Zeit hat den unerbüßlichen gebrannten Ziegel an seine Stelle treten lassen. Die Luftziegelmauer war, wenn die schützende Bedachung weggefallen war, unter dem Einfluß der Witterung der Auflösung verfallen. Nur ganz ausnahmsweise können deshalb Reste einer solchen Mauer erhalten sein¹). Aber auch im Zustand der Zerstörung können die Lehm Massen noch die einstige Mauer bezeugen, und außerdem kann sich der Steinsockel erhalten haben, dessen eine solche Mauer zum Schutz gegen die Erdfeuchtigkeit bedarf. Als Beispiel sei der Heratempel von Olympia, von dem später zu sprechen ist, seien die Mauern von Athen genannt²).

Mauern aus gebrannten Ziegeln waren um so dauerhafter, als die Römer in ihrem ausgezeichneten Mörtel ein unzerstörbares Bindemittel besaßen. Der Ausführung von Beispielen bedarf es hier nicht.

Ungünstiger sind die Erhaltungsbedingungen bei Bauten aus echtem Stein, da hier zu den zerstörenden Naturgewalten, die auch die Ziegelbauten der römischen Kaiserzeit zu Ruinen gemacht haben, der Mensch als Zerstörer hinzutritt. Das wohl vorbereitete Material der alten Bauten läßt begreiflicherweise zu erneuter Verwendung: unendlich viele Bauwerke des Altertums haben einer späteren Zeit als Steinbrüche gedient, von den Mauern Iliens, deren Steine in die Mauern von Skepsis übergingen, bis zu dem Ro-

¹) Ein Beispiel s. bei Bullé, Orhomenos I, S. 20 (Abhandl. d. Kgl. Bayer. Akademie XXIV, 2, 1907).

²) W. Judeich, Topographie von Athen, S. 4 u. S. 123; F. Roach, Die Mauern Athens (Athen. Mitteilungen XXXII, 1907); A. Frickenhaus, Athens Mauern im 4. Jahrh. v. Chr. (Bonner Dissertation). Vgl. die eleusinische Rechnung von 330/29 v. Chr. bei Dittenberger Sylloge² 587.

losseum, das zu so manchem Palast Rom's die Bausteine hergab. Das mag noch als ein stolzes Schicksal gelten. Andere Mauern wurden nur um ihrer Metallklammern willen zerstört. Am schlimmsten aber erging es den Marmorbauten, in deren Nähe die Kalkbrenner ihr kunstfeindliches Gewerbe trieben. Meist hatte da freilich die Gewalt der Erdbeben, die so oft die Säulen der griechischen Tempel durcheinandergewürfelt hat, der zerstörenden Menschenhand vorgearbeitet und Blöcke bereitgelegt, die sonst in sicherer Höhe ihrer Zerstörer gespottet hätten. Nun aber machten diese gründliche Arbeit. Aus dem späteren Bau lassen sich die Bauglieder des älteren wieder loslösen, wie einst der Tempel der Athena Nike aus einer türkischen Bastion fast vollständig wiedergewonnen werden konnte — wenn nicht die zweite Verwendung des Steins, vornehmer als die erste, die Auslösung verbietet. Die Metallsucher ließen reichliche Trümmer zurück oder griffen nur die einzelnen Steine an, ohne den Verband der Mauer zu lösen¹⁾ — nicht selten freilich ihn lockernd und der Naturgewalt die Arbeit erleichternd. Nur der Kalkofen verzehrt seine Opfer ganz und gar.

Angesichts so vieler zerstörender Mächte ist es nicht wunderbar, daß wohl kein einziger Bau des Altertums — es seien denn unterirdische Grabbauten — ganz vollständig erhalten ist.

Am besten haben die Bauten den Stürmen der Jahrhunderte getroht, denen lange Zeit eine neue Bestimmung zu heiligen Zwecken Schutz gewährt hat gegen die Anstastung durch Menschenhand. So stand der Parthenon aufrecht bis zu der unglücklichen Zufallskatastrophe des Jahres 1687, so steht noch heute das sogenannte „Thesäion“, der Hephaistostempel zu Athen, so steht das Pantheon, beredte Zeugen gegen den Vandalismus der Menschen, da diesen

¹⁾ S. z. B. Olympia II, S. 18.

Bauten die Naturgewalten so wenig anhaben konnten, die doch auch an ihnen, so gut wie an anderen, gerüttelt haben, weil Menschenhände ihr Gefüge nicht zu lockern gewagt hatten. Neue Bestimmung zu profanen Zwecken konnte wohl auch für einige Zeit erhaltend wirken, brachte nicht selten aber um so gewisseres Verderben, wie z. B. in Rom der Senator Brancalione allein im Jahre 1257 nicht weniger als 140 Adelsburgen gebrochen haben soll, die, in Denkmälern des Altertums eingemistet, diese nun mit der Zerstörung preisgaben. Aber die erhaltende Anpassung an den neuen Zweck bedeutete wohl in allen Fällen eine tiefgreifende Umgestaltung¹⁾. So ist dem Parthenon bei der Umwandlung in eine christliche Kirche durch die Entfernung der Mittelfiguren des Ostgiebels unerföhllicher Schaden widerfahren, so läßt uns die Engelsburg nur noch gar wenig von dem einstigen Prachtbau Hadrians erkennen. Aber wie wenige Bowerke erlebten überhaupt die Umwandlungen, die ihnen etwa das Mittelalter auferlegte, in ihrer ursprünglichen Gestalt. Nicht allzu vielen der berühmten Tempel des Altertums sind Katastrophen erspart geblieben, die zu Umbau und Neubau nötigten. Wie lang ist die Liste der Brände Roms, durch die manche Bauten dreimal und viermal vernichtet wurden!

So ist die Wiedergewinnung auch eines leidlich erhaltenen Baudenkmals niemals eine ganz einfache Sache. Es genügt nicht, daß ein glücklicher Reisender die Ruine entdeckt, wie es auch nicht genügt, daß sie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden vor aller Augen steht. Es muß die Ruine,

¹⁾ Ein merkwürdiges Beispiel schonender Behandlung bezeugt Wiegand im siebenten Bericht über die Ausgrabungen in Milet und Didyma (1911) S. 45; die Erbauer einer frühbyzantinischen Festung auf der Stätte des Didymaions haben die Profile des Tempels liebevoll geschont, indem sie die den Anschluß bildenden Festungssteine der Profilform entsprechend ausschauen ließen.

die nur selten alle wesentlichen Teile des einstigen Baus noch bieten wird, durch Absuchung der Umgebung — mag es ein Trümmerfeld oder ein Gewirr späterer Bauten sein — ergänzt werden. Meist wird die Zeit eine schützende Humusschicht über die Trümmer gebreitet haben, oft unbegreiflich hoch und mit undurchdringlicher Vegetation überdeckt. Dann kommt man ohne Ausgrabung nicht aus. Auch wo diese nicht ganz wesentliche Glieder des Baus uns erst herbeschaffen muß, bietet sie die Aussicht, die an der Ruine noch erhaltenen in besserem Zustand uns zu schenken. Denn die aufragenden Teile des Baus hat die Zeit je nach Lage und Klima mit mehr oder weniger scharfem Zahn, je nach dem Material mit mehr oder weniger Erfolg benagt. Was vor Jahrtausenden in den schützenden Schoß der Erde aufgenommen wurde, wird nicht nur manche Feinheit der Form besser bewahrt, sondern vielleicht auch noch deutliche Spuren der bei so vielen alten Bauten für den Eindruck überaus wichtigen Bemalung gerettet haben.

Aber nur selten wird Zeit und Geld gestatten, alle Wünsche der allmählich, wie wir sehen werden, sehr anspruchsvoll gewordenen Wissenschaft zu erfüllen; der Forscher muß sein Verdienst darin suchen, mit beschränkten Hilfsmitteln in kurzer Zeit möglichst viel des Wesentlichen festzustellen. Mit Staunen sehen wir, was einzelnen zuweilen unter den schwierigsten Umständen gelang, mit Beschämung aber auch, was bei leicht zugänglichen Denkmälern oft zur erschöpfenden wissenschaftlichen Kenntniss noch alles fehlt.

Nicht selten wird schon der erste Anblick uns etwas von Schicksalen des Baus vor dem Beginn der Zerstörung, von seiner Geschichte bei Lebzeiten sozusagen, verraten. Öfter wird erst die Suche nach den verlorenen Bauteilen, die gleichartige Bauglieder verschiedener Zeiten zutage fördert, oder das Eindringen in die verschütteten Teile des

Baus uns Spuren von Erneuerungen aufweisen, durch die vielleicht Rätsel gelöst und andere Rätsel geschaffen werden. Wenige griechische Tempel mag es geben, bei denen nicht eingehende Untersuchung Reste von Vorgängern an der gleichen Stelle nachzuweisen hätte, die auf den späteren Bau mehr oder weniger Einfluß ausgeübt haben. Die Geschichte eines Baus wie des Tempels von Thermon führt uns so in ungeahnte Fernen zurück¹⁾.

Das von den Baumaterialien Gesagte gilt auch für den Stoff der Bildwerke.

Holzbildwerke haben sich nur unter besonders günstigen Verhältnissen erhalten können²⁾.

Bildwerke aus Marmor (der unter dem Steinmaterial durchaus vorherrscht) waren der Verwendung als Baumaterial vielleicht weniger als Bauglieder ausgesetzt, versielen aber ihrer Handlichkeit wegen um so eher dem Kalkofen. Zahlreich sind dennoch die Marmorwerke, die uns barbarische Verbauung gerade gerettet hat. Ich brauche nur an die Skulpturen aus der vorpersischen Zeit auf der Akropolis, an die Grabsteine von Pagasai, an den pergamenischen Altar, an die Bildwerke von Neumagen — diese allerdings nicht aus Marmor — zu erinnern.

Erz entging nur selten erneuter Verwendung. Verschwindend wenige Erzbildwerke sind über der Erde bis auf uns gekommen; wenige auch haben sich unter der Erde erhalten. Es ist erstaunlich, wie spärliche Reste die Ausgrabungen in Olympia und Delphi von den Hunderten von Erzsta-

1) Vgl. zuletzt wohl: Archäolog. Anzeiger 1915, Sp. 192 f.

2) Beispiele: Waddinger, Griechische Holz Sarkophage aus der Zeit Alexanders des Großen (Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orientgesellschaft VI, Leipzig 1905); die „Pila muralia“ von Oberaden: Kropatschek, Jahrbuch des Archäol. Instituts XXIII 1908, S. 79 f., Tafel II.

tuen zutage gebracht haben, die auch noch in der spätesten Zeit des Altertums nach allen Raubzügen der Kaiserzeit die heiligen Bezirke gefüllt haben müssen. Nur wo eine undurchdringliche Erdschicht, wie sie über Herkulanum liegt, die Arbeit erschwert, da läßt uns die Ausgrabung das alte Übergewicht des Erzes über den Marmor noch einigermaßen erkennen. Groß ist dagegen die Zahl kleiner Bildwerke aus Erz, die das Einschmelzen weniger lohnten, den Suchenden leichter entgingen und auch an Zahl von Anfang an die der Großbronzen weit übertrafen. Ganz kleine und feine Gegenstände aus Erz hat die Oxidation nicht selten völlig zerstört, je nach den Umständen der Umgebung, vielleicht auch der Zusammensetzung der Bronze offenbar von sehr verschiedener Zehrkraft, im allgemeinen freilich wohl dem Eisen verderblicher.

Die edleren Metalle sind der Gefahr des Einschmelzens selbstverständlich noch seltener als das Erz entronnen, und Bildwerke aus Silber oder Gold waren — abgesehen von den seltenen Fällen, wo heilige Verwendung sie schützte — wohl nur im Schoß der Erde vor Zerstörung sicher. Nur das hat sich erhalten, was von Anfang an in Gräbern geborgen war oder was in Zeiten der Gefahr verborgen und vergessen wurde. Jenes gilt von den Goldschätzen der Gräber mykenischer Zeit und denen Südrußlands — von dem kleinen Teil, der so vielen Generationen von Schatzgräbern entgangen ist, deren Erfolge ja schon im Altertum den Kuppelgräbern der Vorzeit den Namen Schatzhäuser eingetragen haben. Dieses gilt von den Silberschätzen von Hildesheim und Boscoreale und von so manchem großen Münzfund, während die zahllosen einzeln gefundenen Münzen der Zufall verlieren und wiederfinden ließ.

So ist es auch mit den vielen Gemmen, deren Stoff ja der Zerstörung im Erdreich nicht ausgesetzt ist, mögen sie nun aus echtem Gestein oder aus dem nachahmenden Glas

bestehen. Denn auch das Glas setzt den Einflüssen der Erdfuchtigkeit große Widerstandskraft entgegen und wird nur in vereinzeltten Fällen so stark angegriffen, daß sein Aussehen bis fast zur Unkenntlichkeit verändert ist, wie z. B. in Haltern eine Glaschale gefunden wurde, die das Aussehen eines Tongefäßes angenommen hatte, während das Gewicht das Glas verriet und eine abgesplitterte Stelle schon bei der Auffindung ursprünglich leuchtend rote Farbe erkennen ließ, die seitdem allmählich mehr hervorgetreten ist¹⁾. Von der Anzahl der erhaltenen Gemmen gewinnt man vielleicht noch besser als durch einen Einblick in die großen durch den Kunstmarkt gespeisten Sammlungen -- Furthwänglers Berliner Katalog zählt an 12000 Nummern -- eine Vorstellung, wenn man hört, daß der einzige Fundplatz Kanten im Lauf von fünfunddreißig Jahren nicht weniger als 220 Stück in das dortige Museum geliefert hat, während ungezählte in früherer Zeit -- an 60 allein mit der Sammlung Houben -- von dort in alle Welt gegangen sind.

Nicht durch chemische Zersetzung zerstörbar ist auch der gebrannte Ton, und deshalb ist ungeheuer die Zahl der ganz oder in Scherben erhaltenen Tongefäße, von denen die wichtigste Gruppe, die der bemalten Vasen, in allen folgenden Kapiteln zu erwähnen ist, ungeheuer auch die Zahl der kleinen Bildwerke aus Ton (Terrakotten), während von dem einstigen Bestand an großen Bildwerken aus diesem Material das jetzt Vorhandene eine weniger zutreffende Vorstellung gibt, weil diese großen Figuren leicht bis zur Unkenntlichkeit durch äußere Gewalt zerstört werden konnten²⁾.

1) Mitteilungen der Alttertumskommission für Westfalen V, S. 371.

2) Ein Kolossalkopf aus gebranntem Ton wurde vor einigen Jahren auf Delos gefunden (s. Comptes rendus de l'Académie

Von allem Bildwerk aber gilt, daß es der Verschleppung in ganz anderer Weise als Bauglieder ausgesetzt war. Diese werden in der Regel nicht allzuweit verschleppt worden sein. Nur kostbarere Bauteile, wie etwa Säulen, zumal solche von riesigen Abmessungen oder wertvollem Material, lohnten eine weitere Verfrachtung, wie denn Rom und Konstantinopel in der Tat ungeheure Massen solchen Baumaterials aus weiten Fernen an sich gezogen haben. Bei den Bildwerken aber ist es, von der Duzendware römischer Kopien abgesehen, fast eher die Regel als die Ausnahme, daß sie von ihrem ursprünglichen Standort verschleppt, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gelöst und von ihrem Ursprungszeugnis getrennt sind und schon im Altertum getrennt waren¹⁾. Ein berühmtes Bildwerk da zu suchen, wo es im Altertum nach literarischen Zeugnissen stand, wäre eher verwegen als methodisch richtig. Ganze Schiffsladungen wurden Jahrhunderte hindurch nach den Hauptstädten der römischen Welt verfrachtet, und mehr als eine dieser kostbaren Frachten

des inscriptions, 1911, S. 871, mit Abbildung auf S. 868 f.), ein fast lebensgroßer Torso des fünften Jahrhunderts in Thessalien (Arch. Anzeiger 1914 Sp. 127); das meiste von dieser Art stammt aus Italien. Vgl. Deonna, Les statues de terre cuite en Grèce (Paris 1906), Les statues de terre cuite dans l'antiquité (Paris 1908); auch F. Siebeking im Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst VI, 1911, S. 1–12, wo bei der Veröffentlichung des Frankfurter Götterkopfs aus Furtwänglers Sammlung mehrere ähnliche Tonarbeiten zusammengestellt sind, in denen Siebeking Tonmodelle des 1. Jahrhunderts v. Chr. sehen möchte.

¹⁾ Eine besondere Art der Verschleppung im Altertum ist die der Sarkophage von Sidon, von denen nicht wenige nachweislich aus Ägypten stammen, einer der griechischen Reliefsarkophage zu neuer Verwendung aus Lykien nach Sidon gebracht worden ist. — Über Verschleppung von Denkmälern in alter und neuer Zeit s. neuerdings F. Haug im Röm.-German. Korrespondenzblatt IX, 1916, S. 27.

hat das Meer verschlungen, einige, um sie nach fast zwei Jahrtausenden einer späteren Generation zurückzugeben, die den Wert der Fracht besser zu würdigen versteht als die, für die sie einst bestimmt war. Es genügt, an die reiche Ladung zu erinnern, die griechische Taucher einem bei Antikythera gesunkenen Schiff abgewonnen haben¹⁾, oder an das an der tunesischen Küste gesunkene Schiff, das nach den mitgeführten athenischen Inschriften aus Athen kam und wahrscheinlich zwischen 150 und 50 v. Chr. unterging, so daß die Vermutung naheliegt, daß seine Schätze von der Eroberung Athens durch Sulla stammen²⁾. Aber auch wenn die Schätze zum Ort ihrer Bestimmung gelangten, konnte ihrer ein ähnliches Geschick harren, wie das im Memisee versunkene Prachtschiff der Kaiserzeit, ein schwimmender Palast, wie es deren nicht wenige gegeben haben wird, beweist³⁾.

Die Erzstatue des Jünglings von Antikythera wäre uns schwerlich erhalten, wenn sie den italischen Hafen erreicht hätte, und nicht nur dieses eine Mal ist Mißgeschick in Zufallsgunst verkehrt worden. Wie vielen Bildwerken hat

1) Svoronos, Das Athener Nationalmuseum, Lieferung I, II: 'Ο θησαυρός τῶν Ἀντικυθήρων.

2) Die Literatur hierüber zieht sich durch viele Jahre und durch mehrere Zeitschriften. Einiges ist verzeichnet in Mau-v. Mercklins Katalog der Bibliothek des Archäologischen Instituts in Rom, auf den hier ein für allemal als auf ein unentbehrliches Hilfsmittel des archäologischen Studiums verwiesen sei, I 2 (1914), S. 1164; anderes findet man in Schultens Berichten über archäologische Funde in Nordafrika im Archäologischen Anzeiger.

3) Mau-v. Mercklin I 1 S. 437 f. Für den zweiten Teil des Katalogs ist man noch auf die erste Auflage (1902) angewiesen und wird nun wohl noch lange darauf angewiesen bleiben. Der erste Teil verzeichnet die Literatur über „die Altertümer nach ihrem Ort“ (1441 S. in der zweiten Auflage gegen 431 der ersten), der zweite Teil die Literatur über „die Altertümer nach Klassen“ (616 S.).

frühe Zerstörung durch barbarische Hände das langsame Schicksal viel gründlicherer Zerstörung erspart! Ohne die Perserverwüstung auf der Akropolis — und, muß man hinzufügen, ohne der folgenden Generation stolzes Selbstbewußtsein, das ihr auch wenig verlegte Bildwerke der alten Zeit der Erhaltung nicht mehr wert scheinen ließ —, ohne die wirkliche Barbarei der Perser und die uns als Barbarei erscheinende Verschwendung der Athener wären niemals die Werke der Pijistratidenzeit in ihrer Farbenpracht vor unseren Augen auferstanden, in der Pracht, die selbst die attische Luft verzehrt, und die von der Zeit so gründlich vernichtet wird, daß erst in unseren Tagen das langgehegte und zum ästhetischen Dogma erhobene Vorurteil von der Farblosigkeit der antiken Skulptur beseitigt werden konnte¹⁾. Fast zur gleichen Zeit mit der Auferstehung der altattischen farbigen Skulptur stieg aus einer sidonischen Fürstengruft ein Zeugnis für antike Polychromie, dem nicht erst antike Zerstörung seine Farbenpracht und Beweisraft gerettet hatte, sondern das an seiner ursprünglichen Stelle, wohl angetastet von Schatzgräbern, aber nicht berührt von der Korrosion der Atmosphäre, sich erhalten hatte, der „Alexandersarkophag“ von Sidon, von dem noch öfter zu sprechen ist²⁾.

Es ist danach leicht begreiflich, daß die Werke der Malerei überhaupt die alleringünstigsten Erhaltungsbedingungen aufweisen. Denn sie nehmen, auf Holz oder Marmor oder

1) M. Collignon, *La polychromie dans la sculpture grecque* (Petite Bibliothèque d'art et d'archéologie XXIII), Paris 1898.

2) Eine gute farbige Abbildung des Sarkophags findet man in F. Winters schönem Werke „Der Alexandersarkophag von Sidon“ (Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg, Heft 15), Straßburg, Trübner 1912. Proben davon hatte derselbe Forscher schon früher zusammen mit dem Alexandermosaik (s. u.) geboten.

den Stuck der Wände aufgetragen, an allen bis dahin geschilderten Gefahren teil und sind auch bei Erhaltung ihres Untergrundes dem allmählichen Verschwinden ausgesetzt. So hat auf zahlreichen scheinbar unverzierten Grabstelen erst eine minutiöse Betrachtung an der verschiedenen Korrosion der Oberfläche des Marmors die Umrisse des einstigen aufgemalten Bildes erkennen können¹⁾, und auch von den aus den Vesuvstädten stammenden Bildern auf Marmortafeln hat keines seine Farbe vollständig bewahrt²⁾. Dagegen haben uns diese Städte, zumal Pompeji, eine Anzahl wohlerhaltener Wandbilder und ganzer Wanddekorationen geschenkt, so daß wir hier, in örtlicher und zeitlicher Beschränkung freilich, eine Denkmälergruppe so vollständig überschauen wie nirgends sonst³⁾. Zum Glück treten neben diese Wandmalereien der kampanischen Provinzialstadt ansehnliche Reste aus Rom selbst, in den Odysseelandschaften vom Esquilin, den Bildern des sogenannten Hauses der Livia auf dem Palatin, der Villa der Livia bei Primaporta und des gleichfalls der augusteischen Zeit angehörigen Hauses im

¹⁾ Die Zahl dieser gemalten Grabstelen ist neuerdings ungeheuer vermehrt worden durch die Auffindung vieler Hunderte solcher Stelen in Pagasä: s. Arvanitopoulos, *Ἐφημερίδα ἀρχαιολογική* 1908, S. 1 f., Tafel 1–4; Rodenwaldt, *Athenische Mitteilungen* XXV, 1910, S. 118 f. Weitere Funde Archäol. Anzeiger 1912 Sp. 245 f., 1913 Sp. 97. An eine der ersten Beobachtungen dieser Art knüpfte G. Loeschkes bedeutende Arbeit über die Phseas-Steile an: *Athenische Mitteilungen des Archäolog. Instituts* IV 1879, S. 36 f.; S. 289 f.

²⁾ Robert, *Hallische Winkelmannsprogramme* XIX (1895), XXI (1897), XXII (1898), XXIII (1899), XXIV (1903).

³⁾ A. Mau, *Geschichte der dekorativen Wandmalerei in Pompeji* (Berlin 1883); W. Helbig, *Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens* (Leipzig 1868); A. Sogliano, *Le pitture murali campane scoperte negli anni 1867–1879 descritte* (Napoli 1879).

Garten der Villa Farnesina. Aus dem griechischen Osten ist uns, bis auf die Wandmalereien der vorgriechischen Paläste in Mykenä, Tiryns und auf Kreta, nur wenig erhalten — das meiste noch auf Delos¹⁾. Im Palast von Knossos ist auch dieses Mal wieder Zerstörung zur Erhaltung geworden, indem sich große Teile der Wandbilder infolge schlechter Verbindung mit der Wand von dieser gelöst haben und, mit der Bildseite auf dem Boden liegend, um so besser erhalten bleiben konnten. Auch die Provinzen des römischen Westens bieten einiges²⁾. Zahlreich sind endlich die Wandgemälde etruskischer Grabkammern.

Manche Bilder sind uns durch Nachbildungen in der widerstandsfähigen Technik des Mosaiks gerettet, darunter ein Meisterwerk wie die Alexanderschlacht aus der Casa del Fauno in Pompeji, die uns trotz der zweifellos verrohenden Wiedergabe im Mosaik eine so hohe Vorstellung von der großen Historienmalerei der hellenistischen Zeit gibt).

Aber nur gar wenige der erhaltenen Mosaikbilder erheben sich zu der Höhe von Kunstwerken, und nicht viele Werke vom

¹⁾ M. Bulard, Peintures murales et mosaïques de Délos: Monuments et Mémoires de la Fondation Piot. XIV, 1908. Sehr beachtenswert ist die neuestens von R. Pagenstecher aufgestellte Annahme, daß der Osten überhaupt von Haus aus „eine systematische Wanddekoration mit Architekturen und strenger Einteilung nicht gekannt“ habe, diese vielmehr eine Schöpfung Italiens, Roms natürlich, gewesen sei, s. Alexandrinische Studien (S. 20—45) in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie, 1917, Abhandlung 12.

²⁾ Ein (nicht vollständiges) Verzeichnis findet man bei A. Blanchet, Étude sur la décoration des édifices de la Gaule romaine, Paris 1913 (S. 153—210: Essai d'inventaire de peintures murales retrouvées en Gaule (France, Belgique, bords du Rhin, Suisse)).

³⁾ F. Winter, Das Alexandermosaik aus Pompeji. Straßburg i. E. 1909.

Rang der Alexanderschlacht werden überhaupt durch diese Technik zum Fußbodenschmuck erniedrigt worden sein, sicherlich keine der älteren Zeit, in die der Luxus der Mosaikfußböden nicht hinaufreicht¹⁾. Über den Werken der großen griechischen Maler des fünften Jahrhunderts insbesondere würde ewiges Dunkel liegen, wenn uns nicht in den Malereien auf gebranntem Ton, den Bildern der griechischen Vasen vor allem, ein Widerschein dieser großen Kunst gerettet wäre. Nirgends haben wir mehr Grund, die Widerstandskraft dieses bescheidenen Materials zu preisen, als hier, wo es uns nicht nur zahllose Werke von zum Teil hohem eigenen Wert bewahrt hat, sondern durch diese den Schatten großer Künstler, die eine unglaublich arme literarische Überlieferung nur eben als Schatten vor uns auftauchen läßt, Blut und Leben einflößt. Wo uns diese Tongefäße, bemalt oder unbemalt, als Hausrat der Lebenden begegnen, da finden wir sie freilich fast immer in Scherben. Aber eine über weite Länder und sonst sehr verschieden geartete Völker verbreitete Sitte gebot, den Toten solche Gefäße mit ins Grab zu geben. Und aus den Gräbern, zuerst in Etrurien und Campanien, dann auch in den südlicheren Landschaften Italiens, auf Sizilien, in Griechenland selbst, in Kleinasien, in Südrußland, kurz, wo immer Griechen wohnten oder griechische Industrie Fuß faßte, sind ungezählte Tausende dieser Vasen ans Licht gekommen, früher vornehmlich ihrer Darstellungen wegen ein Lieblingsgegenstand archäologischer Beschäftigung, seit einem Menschenalter etwa an sich, als Kunstwerke und

1) Verhältnismäßig zahlreich sind die erhaltenen Mosaikfußböden in den römischen Provinzen des Westens. Viele findet man verzeichnet in dem *Inventaire des mosaïques de la Gaule et de l'Afrique* (Paris 1910): I. G. Lafaye et A. Blanchet, Gaule, II. P. Gauckler, Afrique proconsulaire (Tunisie).

als Zeugnisse für die Malerei der Griechen, mehr und mehr gewürdigt¹⁾).

Reisen.

Raum ein einziges Denkmal gibt es hiernach, dessen der Archäologe sich ohne die Hilfe des Spatens völlig bemächtigen könnte. Aber das erste ist doch, den Zugang zu gewinnen zu den über der Erde, an ihrer alten Stelle erhaltenen Monumenten: das Zeitalter der Reisen ist dem Zeitalter der Ausgrabungen vorausgegangen. Und auch da, wo es der Entdeckungsreise nicht bedurfte, galt es doch zuweilen, den Zugang sich erst zu bahnen. Die Denkmäler Roms und einiger anderer Stätten lagen immer vor den Augen der gebildeten Welt — aber oft von Legenden umrankt, durch die erst ein Weg gebrochen werden mußte, wie durch das Dickicht um das Dornröschenschloß. Die Denkmäler des Orients aber, selbst Athens, und auch die der entlegeneren Gegenden Italiens und der übrigen Welt wurden durch Reisende erst allmählich erschlossen. Hier zog sich eine Stadtmauer durch verödetes Gelände, dort ragte eine vereinzelte Säule auf, der letzte Zeuge einer einst blühenden Stadt. Durch Inschriften, die am Ort sich erhalten hatten, durch Heranziehung der literarischen Überlieferung suchte man den Ort zu bestimmen, den Namen der Stadt zu gewinnen, im günstigsten Fall die Bedeutung des Denkmals selbst. An anderen Orten war der Zusammenhang mit dem Altertum niemals ganz unterbrochen, der Faden der Überlieferung nicht zerrißen.

¹⁾ Hauptwerk: Furtwängler und Reichhold, Griechische Vasenmalerei (München, Brudmann, seit 1900). An Furtwänglers Stelle nahm sich der leider nun auch schon verstorbene F. Haußer des Werks an. In Bulles Handbuch wird E. Pfuhl die Vasen ausführlich behandeln.

An der Spitze der langen Reihe archäologischer Reisen der, die uns die griechischen Denkmäler gewonnen haben, steht Cyriacus von Ancona, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, zunächst als Kaufmann, dabei als begeisterter Freund des Altertums, schliesslich mehr dieses als jenes, Länder des Ostens bereiste, die zum Teil noch in unseren Tagen nicht ganz leicht zu durchwandern sind. Und von allen diesen Reisen brachte er Kunstidentmäler, brachte er Inschriften heim, im Original oder in Abschrift und Zeichnung, in Zeichnungen, von denen ein gar weiter Weg ist bis zu einer Abbildung, die den Ansprüchen heutiger Wissenschaft genügt, Zeugnissen aber doch seines „unerfättlichen Durstes nach Anschauung“ und seiner echt archäologischen Bewertung der Skizze neben dem geschriebenen Wort — und bei fortgeschrittener Zerstörung oder gar Verlust zuweilen auch heute nicht ganz ohne Wert.

Es währte lange, bis bessere Abbildungen den Altertumsfreunden des Westens die Ruinen des Ostens vor Augen führten. Nur das Wichtigste kann hier genannt werden¹⁾. Etwa zweihundertundfünfzig Jahre nach Cyriacus weilte im Gefolge des französischen Gesandten Mointel jener Zeichner in Athen, der mit fleißigem Stift uns den ganzen Skulpturenschmuck des Parthenon gezeichnet hat, nicht ahnend, daß er mit seinen Zeichnungen Dokumente schuf, die einer späteren Zeit unvollkommenen, aber doch dankbar anerkannten Ersatz bieten sollten für das wenige Jahre später Zerstörte. Ob der Name dieses Zeichners Jacques Carrey ist, wie man früher annahm, oder ein anderer (Faidherbes?), ist für den Archäologen gleichgültig, da der Wert der Zeichnungen von dieser Frage unabhängig ist.

¹⁾ Zu eingehenderer Kenntnis weist Starck's Handbuch den Weg.

Unversehrt sah den Parthenon auch noch Jacques Spon, den man neben Peirese den ersten Archäologen genannt hat, ein Mann, dem in der That eine Denkmälerkunde vorschwebte — mit einigen wunderlichen Bestandteilen freilich — und der auf seinen bis nach Kleinasien ausgedehnten Reisen eine ehrliche Beobachtung und in seinen Berichten, trotz vieler Irrtümer, einen schlichten Wahrheitsinn bewährt hat.

Ein Jahrhundert später widmeten freilich die Engländer Stuart und Revett den Bauten auf griechischem Boden eindringendere und erfolgreichere Arbeit: zum erstenmal erschienen Zeichnungen, die auf Messungen beruhten. Den Eindruck des großen Fortschritts, den diese Aufnahmen bedeuten, beeinträchtigte nur die Verzögerung des Erscheinens. Denn erst im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, lange nach der beiden Forscher Tod, kamen die letzten ihrer Blätter und Aufzeichnungen ans Licht, nun allerdings bereichert durch die Arbeit einer jüngeren Generation von Reisenden.

Inzwischen hatte Lord Elgin die „Wiedergewinnung“ der griechischen Denkmäler in anderem Sinne betrieben, und die Parthenonskulpturen waren von der sonnigen Höhe der Akropolis in den Nebel Londons versetzt worden. Inzwischen war auch, auf milder gewaltsame und aufrechtbare Weise, der Fries des Apollotempels von Phigalia gleichfalls für das Britische Museum, waren die Giebelgruppen des Tempels auf Agina — wie wir heute zu wissen glauben des Tempels der Göttin Alphaia — für die neue „Glyptothek“ in München gewonnen worden. Hier zuerst wohl auf griechischem Boden ergänzte planmäßige Arbeit des Spatens die Untersuchung der zu Tag liegenden Reste — ein rühmlicher Fortschritt der Forschung, wenngleich Adolf Furtwänglers überreiche Nachlese beim Tempel von Agina uns gelehrt hat, wie weit auch

dieser Fortschritt noch hinter den Forderungen und Leistungen unserer Zeit zurückgeblieben war. Von nun an konnte man sich doch eine größere archäologische Unternehmung ohne Mitwirkung des Spatens kaum noch denken. So hat ja bekanntlich auch die in der Zeit der Befreiung Griechenlands (1828—31) von der französischen Regierung ausgesandte, großartig geplante, vielseitige Expédition scientifique de Morée in Olympia nicht ohne Erfolg den Spaten angefaßt¹⁾. Nur in entlegenen Gegenden dauerte die in Griechenland nicht mehr zeitgemäße Art der Forschung noch fort und hat für weite Gebiete des inneren Kleinasien z. B. bis heute Geltung behalten.

Ausgrabungen.

Aber die Spatenarbeit im Dienste der Denkmälerforschung, neu damals auf griechischem Boden, war es auf italischem längst nicht mehr. Ein halbes Jahrhundert zuvor war ja Winkelmanns „Sendeschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen“ erschienen, und um die gleiche Zeit hatte die Auferstehung Pompejis begonnen. Gar drei Jahrhunderte zuvor hatte, wie man meint, kein Geringerer als Raffael etwas wie den Gedanken systematischer Ausgrabung des alten Rom gehegt. Man gedachte wohl, die alte Herrlichkeit aus den Trümmern wieder erstehen zu lassen, die Trümmer, wo sie nicht aufragten, dem Boden zu entreißen. Was es aber in Wahrheit heißt, eine Stätte jahrhundertelangen Lebens durch Ausgrabung wiederzugewinnen,

¹⁾ Die Ergebnisse dieser Expédition sind in dem gleichnamigen großen Werk I—III (Paris 1831—38) niedergelegt. Die Erklärung der Bildwerke hatte Philippe Le Bas übernommen, der sich später durch sein großes Reisetwerk, auf das noch zurückzukommen ist, um unsere Wissenschaft so verdient gemacht hat.

das ahnte man nicht von ferne, und die Ausführung des Plans hätte durch ein vielleicht großartiges, sicherlich aber verfälschtes Bild der Forschung unserer Zeit den Weg versperrt.

Auch die Ausgrabung in Pompeji blieb „Raubbau“ bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein, so nah auch gerade hier der Wunsch liegen mußte, das Aufgedeckte zu erhalten — schon durch die Rücksicht auf die materielle Ausnützung dieser einzigartigen Fundstätte aufgedrängt — und so sehr auch die annähernde Vollständigkeit des erreichbaren Bildes darauf hinwies, neben dem Großen das Kleine zu beachten. Daß die Ausgrabung uns auch anderswo die Pflicht der Erhaltung auferlegt, ist erst in allerjüngster Zeit zum Bewußtsein gekommen und nachdrücklich ausgesprochen worden¹⁾.

Aber wichtiger noch als diese Gewissenhaftigkeit nach der Arbeit ist die Gewissenhaftigkeit während der Arbeit, und auch diese haben wir erst während des letzten Menschenalters gelernt. Pompeji war dafür nicht die rechte Schule. Die dort gestellte Aufgabe, das Erhaltene möglichst sorgfältig aus der Verschüttung zu befreien, mag in der Ausführung oft

¹⁾ Th. Wiegand in Bulles neuem Handbuch S. 164 f. Das ist die eine Betätigung der archäologischen Denkmalpflege (s. oben S. 19), die sich natürlich nicht auf die durch Ausgrabung neuerdings freigelegten Denkmäler beschränken darf. Ich erinnere an die vorbildlichen Arbeiten des letzten Jahrzehnts zur Erhaltung der Bauten auf der Akropolis (s. darüber die Berichte im Archäologischen Anzeiger 1909—16). Auch die im übrigen so ausgezeichnet geführte Ausgrabung in Olympia hatte in dieser Hinsicht noch manches zu tun übriggelassen, was selbst in Griechenland, wo man die ausgegrabenen Denkmäler ja aufs beste behütet weiß, nicht hätte unterlassen werden sollen und nun von deutscher Seite nachgeholt worden ist (Arch. Anz. 1915 Sp. 210; 1916 Sp. 161 f.). — Selbst in Pompeji hat man in bezug auf Erhaltung des Ausgegrabenen manches noch neuerdings hinzugelernt.

schwer genug sein, in der Theorie ist sie sehr einfach und klar, und die mit einem Schlag eingetretene, uns bekannte Zerstörung fordert kaum eine peinliche Beobachtung während der Ausgrabung; der Erhaltungszustand des Aufgedeckten aber verbietet zunächst ein tieferes Eindringen, das uns die Geschichte der Denkmäler vor der Zerstörung enthüllen könnte. Ihrer schwersten Pflichten konnte die Archäologie vom Spaten sich erst unter ungünstigeren Umständen bewusst werden: die Not ist es ja, die nicht nur beten, sondern vor allem arbeiten lehrt. Die eine dieser Pflichten ist die, dem Boden jede Auskunft abzugewinnen, die er irgend noch zu geben vermag, statt ihm nur, wie früher zu geschehen pflegte, die mehr oder weniger wertvollen Funde zu entreißen, womöglich nichts unbeobachtet zu lassen, jedenfalls nichts unbeobachtet zu zerstören — eine Forderung, sehr viel leichter gestellt als erfüllt¹⁾; und die da meinen, vor ihr ohne Tadel zu bestehen, sind wohl meist nur die traurigen Leute, die nachher nicht klüger sind als vorher. Die zweite Pflicht aber ist die, das Nebeneinander der Funde in ein Nacheinander zu verwandeln, in die Geschichte der aufgedeckten Denkmäler einzudringen und in die Geschichte des Bodens, auf dem sie stehen.

Die Schule dieser Pflichten war die Altis von Olympia (Plan auf Tafel II), war die Burg von Troja (Plan auf Tafel I), waren die Ausgrabungsstätten der Prähistoriker, endlich der germanische Limes des Römerreiches und die Römerlager Nordwestdeutschlands; jede größere mit wissenschaftlichem Ernst geführte Ausgrabung brachte dann und bringt noch heute mit neuen Beobachtungen eine Erweiterung, Verfeinerung, Erschwerung dieser Pflichten.

¹⁾ Vgl. Flinders Petrie, *Methods and aims in Archaeology*, Chapter V: Recording in the field, S. 48—59 und auch die folgenden Kapitel dieses unten S. 47 besprochenen Buches.

Adolf Michaelis hat seinem schönen Buch über die archäologischen Entdeckungen des letzten Jahrhunderts¹⁾ in der zweiten Auflage als einzigen bildlichen Schmuck das Bildnis des englischen Archäologen Charles Thomas Newton beigegeben und damit wohl diesem den Rang des Führers in der „Archäologie des Spatens“ zusprechen wollen — mit Recht insofern, als in der Tat Newtons Arbeit am Mausoleum von Halikarnaß die lange Reihe systematischer Ausgrabungen eröffnet, die der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Namen eines Zeitalters der Ausgrabungen eingebracht haben, den das zwanzigste Jahrhundert behaupten zu wollen scheint, da es selbst in den Jahren des Weltkriegs auf die archäologische Spatenarbeit nicht ganz verzichtet hat. Gewiß bedeutete die Art, wie Newton sich des gewaltigen Denkmals zu bemächtigen bemüht war, einen großen Fortschritt gegenüber den meist vom Zufall geleiteten Grabungen der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Aber man darf doch wohl sagen, daß das Problem des Mausoleums nicht bis heute ungelöst wäre, wenn jene Ausgrabungen alle Anforderungen, die wir heute stellen, zu denen auch die Veröffentlichung des Gefundenen gehört, erfüllt hätten. Auch war es ein immerhin großer, aber doch nur ein einziger Gegenstand, an dem unmöglich alle die vielseitigen Aufgaben des Ausgräbers erlernt und erprobt werden konnten. Ich glaube, dem Ruhm des Engländers nicht zu nahe zu treten, wenn ich als die vorbildliche Leistung, von der die heutige Ausgrabungsmethode ausging, die deutsche Arbeit auf dem Boden Olympias ansehe. Will man dieses Verdienst zu-

¹⁾ „Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen“, Leipzig, Seemann 1908. Mit diesem Buch berührt sich das vorliegende an vielen Punkten. Aber ich hoffe, daß es neben ihm seinen Wert wie auch seine Selbständigkeit behaupten wird.

gunsten des Engländers einschränken, so kann man freilich sagen, daß Newtons Hauptziel doch war, den gefundenen Schatz dem Britischen Museum zuzuführen, während die deutschen Forscher aus der Not eine Tugend machten, als sie, angesichts des Vertrags, der alle Funde den Griechen vorbehielt, um so eifriger den wissenschaftlichen Gewinn auszuschöpfen sich bemühten und möglichst wenig von der Arbeit einer immer unsicheren Zukunft überlassen wollten. Das mußte den Blick schärfen.

Weniger also vielleicht durch das Verdienst eines einzelnen als durch die Art der gestellten Aufgabe und nicht zuletzt auch dank den reichlicher als jemals sonst zur Verfügung stehenden Mitteln ist tatsächlich die Arbeit in Olympia das erste Beispiel einer wahrhaft wissenschaftlichen Ausgrabung großen Stils geworden. Und doch darf auch vom Verdienste einzelner gesprochen werden.

Anderß wäre die Ausgrabung der Altis geworden, wenn es einst nach Winkelmanns Wunsch dazu gekommen wäre. Anders mußte sie werden, da Ernst Curtius sie zur Verwirklichung brachte. Worauf es dem Verfasser der Kunstgeschichte des Altertums bei seinem Plan in erster Linie und vielleicht allein ankam, das sehen wir aus der Bestimmung, die er schon erwog, daß von den zu der von ihm geplanten Sammlung Beisteuernden „ein jeder Teil an den entdeckten Statuen bekommen würde“. Die Erforschung des ganzen Heiligtums würde gewiß zu kurz gekommen sein, und um so mehr würden die Skulpturenfunde den enttäuscht haben, dessen Hoffnungen die Schilderung des Pausanias auf geregt hatte.

Ernst Curtius' Sinn war auf das Ganze der Altis gerichtet. In die Geschichte dieses ehrwürdigen Mittelpunktes griechischen Lebens, in die Geschichte jedes einzelnen ihrer Denkmäler einzudringen, war sein Ziel. Steckte man

so sich das Ziel, dann hörte die Arbeit des Ausgrabens erst auf, wenn der Spaten die letzte Kulturschicht durchbrochen, die terra vergine, den unberührten Boden, erreicht hatte. Niemand wird gerade Ernst Curtius die Eigenschaften des Ausgräbers zusprechen wollen; aber dieser Grabung das Ziel zu weisen, war er dennoch der rechte Mann. Der Historiker war es, so dünkt mich, der dem Archäologen dieses — wie neueste Grabungen zeigen, auch hier immer noch nicht konsequent genug durchgeführte — Eindringen in die Tiefe gebot — eine verantwortungsvolle Arbeit. Wieviel größer muß da die Gefahr des Zerstörens sein, als wenn der Spaten vor jedem Stein aus dem Altertum ehrfurchtsvoll Halt macht! Wieviel mehr ist der Forscher gezwungen, sich alle möglichen Fragen auf dem Ausgrabungsfeld selbst vorzulegen und sie gleich auf der Stelle zu beantworten, statt sich mit seinen Aufnahmen und Plänen in die Stille seiner Studierstube zurückzuziehen, wo so viele Fragen gar nicht-mehr gestellt, geschweige denn beantwortet werden können. Da darf die Beobachtung in der Tat kaum einen Augenblick aussetzen, und das wechselnde Bild der Schichtung des Bodens fesselt den Arbeitenden zuweilen mehr als das Fundstück, das er dem Boden abgewinnt.

Bei solcher Beobachtung hat man gelernt, daß nicht nur Erz und Stein eine deutliche Sprache sprechen. In Olympia hat man gelernt, auch das vergängliche Material, auch Lehm und Holz zu zwingen, uns noch Rede zu stehen und in schwachen Spuren uns noch Zeugnis zu geben von dem, was einst gewesen ist.

Das wäre nun freilich nicht eines Ernst Curtius Sache gewesen. Aber er hatte das Glück, die rechten Mitarbeiter zu finden. In Olympia ist der Mann vom Ingenieur zum Archäologen geworden, dem die Ausgrabungswissenschaft so viel verdankt wie keinem zweiten: Wilhelm Dörpfeld.

Von seiner Herstellung des alten Heratempels von Olympia soll die Rede sein im zweiten Teil dieses Werks; in der praktischen Archäologie gibt es keine größere, keine weiterreichende That, und es dürfte schwer sein, im Gebiet der gesamten Altertumswissenschaft eine Arbeit zu finden, die sich an fruchtbarer Wirkung mit dem kurzen Aufsatz Dörpfelds messen könnte, der das Glanzstück der Ernst Curtius zum siebenzigsten Geburtstag dargebrachten Festschrift bildet. Soweit hier der Ausgräber spricht, wird seinem Spruch nicht leicht ein Zweifel begegnen, schwerlich einer dagegen aufkommen. Aber wer darf dem Ausgräber verbieten, aus dem vorurteilslos und einwandfrei festgestellten Befund nun auch Schlüsse zu ziehen? Da jedoch hebt alsbald der Widerspruch, ja der Einspruch der Philologen und Historiker an, wenn sie ihre Reise durch den Eindringling gestört sehen. Davon wird sofort noch die Rede sein. —

Neben Olympia nannte ich Troja. Dörpfeld war es, der die in Olympia gewonnene Einsicht mitbrachte zu den Ausgrabungen des Mannes, der zu Anfang der siebziger Jahre auch einmal nach dem Lorbeer der olympischen Ausgrabung gegriffen, inzwischen aber auf anderem Boden noch viel glänzendere Erfolge davongetragen hatte, zu den Ausgrabungen Heinrich Schliemanns.

Wenn mit dem Jahr 1882 „Heinrich Schliemanns Arbeiten und Arbeitsergebnisse eine andere Physiognomie erhalten“¹⁾, so ist das eben dem Eintreten Dörpfelds zu verdanken, der nach dem Abschluß der Ausgrabungen in der Altis von Schliemann zur Teilnahme an neuen Untersuchungen auf dem Hügel von Hisarlik gewonnen wurde. Dörpfeld klärte gleich damals

¹⁾ A. Brückner in Heinrich Schliemanns Selbstbiographie bis zu seinem Tode vervollständigt. Herausgegeben von Sophie Schliemann (Leipzig 1892), S. 73.

das Labyrinth der bis dahin aufgedeckten Mauern auf; das letzte und wichtigste Geheimnis freilich gewann er erst später, und zum besten Teil nach Schliemanns Tod, dem schier unerschöpflichen Hügel ab.

Für den aber, der das Räuel von Hissarlik glücklich entwirrt hatte, konnte es kaum noch ein unlösbares Problem verwandter Art geben. Jedenfalls lernte Dörpfeld hier und lernten wir anderen dann durch ihn eine Peinlichkeit der Beobachtung, die man vorher auf griechischem Boden nicht gekannt hatte — die selbst die Arbeit in Olympia noch nicht gefordert hatte.

Wenn sich die heutige Arbeitsmethode, die Ausgrabung als Wissenschaft und Kunst, in einer Persönlichkeit verkörpert, so ist das Dörpfeld. Aber freilich kann hier wie fast immer das Verdienst eines einzelnen nicht gefeiert werden ohne Ungerechtigkeit gegen andere.

Auch das war auf Schliemanns Arbeitsstätten zu lernen, was Schliemann selbst in die Worte zu kleiden liebte: „Die Topfscherben sind das Füllhorn archäologischer Weisheit.“ Die Aufmerksamkeit, die diesen meist unscheinbarsten, aber durch die Fülle oft beredtesten Fundstücken seitdem geschenkt wird, hat nicht wenig beigetragen zu dem veränderten Gepräge der Ausgrabungen. Mit Recht „begrüßte Schliemann die erste mykenische Bügelfanne als die Leitmuschel in der Chronologie der trojanischen Altertümer“. Die Leitmuschel in der Topographie der mykenischen Kultur sind die Topfscherben gewiß nicht minder geworden, nachdem Furtwängler und Dörschke sich das große Verdienst erworben hatten, neben den glänzenden Goldsunden der mykenischen Gräber, die alle Blicke auf sich zogen, diese bescheideneren und doch in ihrer Art nicht weniger vollendeten Denkmäler der Keramik zur Geltung zu bringen. Spottend nannte man vor Jahrzehnten das Archäologische Institut in Rom „Istituto

dei vasi“, wegen der großen Rolle, die die in Etrurien so massenhaft gefundenen griechischen Vasen in seinen Arbeiten spielten: aber im Grunde ist doch die Wissenschaft der Keramik erst mit der Wissenschaft der Ausgrabungen in den letzten Jahrzehnten erwachsen. Davon wird noch zu sprechen sein.

Nicht wenig von dem, was an Beobachtung und Ausgrabungstechnik die Archäologen durch die olympische und trojanische Arbeit gelernt, und insbesondere die deutschen Archäologen dann bei der heimischen „Dimezarbeit“ weiter ausgebildet haben, hätten wir längst von den Erforschern der Terramare Norditaliens lernen können, und vielleicht hat ihr Beispiel wirklich auf die Arbeit in Olympia eingewirkt. Aber im allgemeinen war diese prähistorische Forschung lange Zeit von der klassischen Archäologie zum beiderseitigen Schaden durch eine tiefe Kluft geschieden. Die „an den Mittagsglanz hellenischer Sonne gewöhnten“ Archäologen besiel meist ein Frösteln in den „Morgennebeln Altitaliens“ — oder gar der Länder nördlich von den Alpen! Das ist anders geworden in unseren Tagen, und wieder sind es Schliemanns und seiner Nachfolger Forschungen gewesen, durch die eine Brücke geschlagen wurde, auf der Archäologen und Prähistoriker sich begegneten. Aber die Archäologen drängte auch die Ausdehnung ihrer Forschung über die Grenzen der „klassischen“ Länder, die man früher verschmähte, unweigerlich auf Gebiete, die sie bis dahin nur allzu bereitwillig den Prähistorikern überlassen hatten. In zunehmender Verständigung ziehen nun beide ihre so oft sich berührenden oder einander kreuzenden Wege.

Beim Studium der genannten Ausgrabungen wird der angehende Archäologe mit fast allen Anforderungen, die unsere Wissenschaft heute an den Ausgräber stellt, mit fast allen Pflichten, die sie ihm auferlegt, bekannt werden. Es kann aber auch auf ein Buch hingewiesen werden, in dem ein

Meister der Ausgrabung — der Engländer W. M. Flinders Petrie — die Summe seiner ausschließlich auf dem Boden Aegyptens gewonnenen, aber fast durchweg auch für die anderen Länder des Altertums gültigen Erfahrungen gezogen hat. Nach dem Titel des Buches — *Methods and aims in Archaeology* — könnte man von ihm leicht mehr noch erwarten, als es bieten will; aber gleich das erste Kapitel, mit der Überschrift *The Excavator*, bereitet auf die Einschränkung der Archäologie auf die „Wissenschaft des Spatens“ vor. Ungedeutet wird freilich der weite Umfang der Kenntnisse, die der Ausgräber mitbringen soll, und einiges wird besprochen, was uns Anlaß gibt, im zweiten Abschnitt dieses Buches, der von der „Beschreibung“ der Denkmäler handeln soll, der Ratschläge Flinders Petries wieder zu gedenken; aber im Grunde ist es doch nur die praktische Archäologie, die hier gelehrt wird — eine schwere, verantwortungsvolle Wissenschaft und Kunst. Mit Bangen wird der Anfänger, nicht ohne Gewissensbisse der Erfahrene hier lesen, was alles vom rechten Ausgräber verlangt wird an intellektuellen und moralischen Eigenschaften — *Ethics of Archaeology* heißt das letzte Kapitel. Es scheint kaum ein Wissen, kaum eine Tugend zu geben, die dem Ausgräber entbehrlich wäre.

Zu diesen Tugenden gehört gewiß die Bescheidenheit, die bereit ist, jederzeit sich dem unzweifelhaften Zeugnis neuer Fundtatsachen zu fügen, mögen dadurch auch liebgewordene überkommene Anschauungen oder meist noch lieber gewordene eigene Annahmen erschüttert werden. Zu diesen Tugenden gehört aber auch — mit jener Bescheidenheit im Grunde zusammenfallend, nur, sozusagen, von der positiven Seite gesehen — der sittliche Mut, die Belehrung durch neue Fundtatsachen bis zu ihren letzten Folgen durchzudenken, ohne Rücksicht darauf, ob diese Folgen mit eingewurzelt und scheinbar festgegründeten Lehren sich stoßen.

Um an vorher Gesagtes noch einmal anzuknüpfen: es ist nicht nötig, für Dörpfelds revolutionäre Ideen über älteste griechische Kunst und Geschichte, über das Verhältnis der Denkmäler zu Homer Achtung, Duldung, etwa gar Nachsicht zu erbitten unter Berufung auf des Mannes ungeheure und unbestrittene Verdienste; es ist vielmehr nötig, Anerkennung zu fordern für die grundsätzliche Berechtigung dieser Ideen und des ganzen Vorgehens, womit über die Richtigkeit der Ideen im einzelnen noch kein Urtheil gefällt sein soll. Wohl ist es unsere Pflicht, jeden Baustein sorgfältig zu prüfen, den er zu seinem kühnen Gebäude fügt. Aber daß dieses Gebäude so ganz anders aussieht als das bisher vor unseren Augen stehende, ist kein ausreichender Grund, es zu verwerfen, und unberechtigt ist die Bemühung, es zu Fall zu bringen, indem man den dazu verwandten Steinen andere beimischt, die sich damit ihren Abmessungen nach nicht vertragen und bei näherem Zusehen sich doch als Steine nicht besserer Qualität erweisen.

Ohne Bilder zu sprechen: es ist zuzugeben, daß die heute allgemein anerkannte relative Chronologie der mykenischen und geometrischen Kunst eine Hypothese ist, die auf nicht schlechtthin untrüglicher Beobachtung von Fundtatsachen beruht, durch zuverlässigere Beobachtung also auch umgestoßen werden kann. Es ist ferner zuzugeben, daß das Verhältnis, in dem wir die mykenische Kultur zu den homerischen Gedichten zu sehen pflegen, auf Hypothesen beruht, also durch andere Hypothesen verändert und ersetzt werden darf. Freilich handelt es sich in beiden Fällen nicht mehr um eine einzelne für sich bestehende und für sich fallende Hypothese, sondern um eine Kette von solchen, die wir nicht leichten Herzens uns auflösen lassen werden. Es ist endlich zuzugeben, daß Übereinstimmung der Schilderung des Dichters mit der Wirklichkeit nicht gefordert oder gar vorausgesetzt

werden darf; ebensowenig aber darf sie von vornherein verpönt werden.

Mehr ist hier nicht zu sagen; an anderen Stellen dieses Buchs wird aber voraussichtlich noch mehr als einmal auf diese Fragen zurückzukommen sein.

* * *

Wenn der Blick auf das Ideal des praktischen Archäologen, wie es Flinders Petrie gezeichnet hat, leicht entmutigend und abschreckend wirken könnte, so wird eine Überschau des von der Wissenschaft des Spatens Geleisteten Mut und Lust wieder wecken. Eine solche Überschau bietet jetzt für ein ganzes Jahrhundert in vortrefflicher Weise das vorhin erwähnte Buch von Adolf Michaelis, bieten für die neueste Zeit die ausgezeichneten Fundberichte des Archäologischen Anzeigers und für das römisch-germanische Gebiet die Jahresberichte der Römisch-Germanischen Kommission. Hier kann nur der allerwichtigsten Unternehmungen Erwähnung geschehen¹⁾.

Auf Griechenland waren seit Winckelmanns Tagen die sehnsüchtigen Blicke der Archäologen gerichtet, und wackere Forscher hatten, wie wir sahen, sich schon zur Zeit der Türkenherrschaft um die erhaltenen Denkmäler bemüht und selbst zum Spaten gegriffen. Mit der Befreiung des Landes hätte sich, so sollte man meinen, alsbald ein reiches Leben entfalten

¹⁾ Überall die Literatur anzugeben, würde zu weit führen. Statt dessen sei wieder verwiesen auf N. Mans Katalog der Bibliothek des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts und auf die im „Anzeiger“ des Jahrbuchs des Archäologischen Instituts früher vierteljährlich, jetzt jährlich veröffentlichten Bibliographien, für das Gebiet der römisch-germanischen Forschung auf die in den Berichten der Römisch-Germanischen Kommission gebotenen Bibliographien (Bericht VII, VIII, IX).

können auf dem Gebiet, das der Stolz und der Reichtum des neuen Königreichs war. Und gewiß hätten die Entdecker der Agineten und des Frieses von Phigalia Nachfolge gefunden, wenn man für den Aufwand der Ausgrabung den Lohn der Funde hätte davontragen dürfen. Wer das befreite Hellas war nicht gewillt, die Schätze seines Bodens dem Entdecker auszuliefern, und so wurde die Arbeit der Archäologen des Westens in Italien festgehalten oder in die griechischen Länder der Türkei gedrängt, wo noch günstigere Bedingungen zu erreichen waren, und gerade die größten Aufgaben des griechischen Mutterlandes blieben Jahrzehnte hindurch liegen, weil ihre Ausführung die Kräfte des kleinen Landes überstieg.

In Rom wurde um jene Zeit das „Institut für archäologische Korrespondenz“ gegründet, eine internationale Vereinigung von Gelehrten, aus der erst nach mancherlei Schicksalen, nach vielen Jahren verdienstvollen Schaffens, aber zuweilen auch bitteren Ringens um die Existenz die stolze Reichsanstalt wurde¹⁾. Das „Institut“ fand in Italien ein großes Arbeitsfeld, zumal gerade damals die Gräber Etruriens sich aufstuten, deren Schätze zumeist die Tafeln seiner „Monumenti“ füllten und die Aufsätze seiner „Annali“ anregten. Es fand auch in unseren Tagen noch erspriessliche Arbeit genug, obgleich die früheren Jahrzehnten unbekannt Eifersucht der Italiener die Tätigkeit der ausländischen Forscher einengte und eine Ausübung praktischer Archäologie geradezu ausschloß. Ob die deutschen Archäologen nach diesem

¹⁾ Vgl. A. Michaelis, Geschichte des deutschen Archäologischen Instituts 1829–1879, Festschrift zum 21. April 1879, herausgegeben von der Zentraldirektion des Archäologischen Instituts (Berlin, Asher 1879) und: Derselbe, die Aufgaben und Ziele des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts: Preussische Jahrbücher L. XIII, 1889, S. 21–51.

Krieg, in dem Italien mit seiner Ehre unsere Freundschaft verloren hat, auf das Kapitol zurückkehren können und mögen, steht dahin. Der Schwerpunkt archäologischer Arbeit liegt aber längst im griechischen Osten, und die Zweiganstalt des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, die gleichzeitig mit der Erhebung zur Reichsanstalt ins Leben trat, hat an Erfolgen die Mutteranstalt überflügelt, durch die Nachbarschaft gleichartiger Anstalten anderer Nationen mehr gehoben als gehemmt und durch die weise Einsicht der griechischen Fachgenossen, die auch in dieser schweren Zeit uns die Treue gehalten haben, im Sinn echter Wissenschaftlichkeit gefördert. Denn mit der erwähnten, sehr wohl begreiflichen Eifersucht auf Funde, die dem Land nicht entrisen werden sollen, einer Eifersucht, die inzwischen auch Italien längst und selbst die Türkei gelernt hat, läßt sich eine liberale, neidlose Unterstützung aller fremden Forscherarbeit sehr wohl vereinigen. Den Enthusiasmus eines Schliemann konnte aber auch jener Verzicht auf alle Funde nicht abschrecken, und seitdem Ernst Curtius den Mut gehabt hatte, um der Wissenschaft willen diese Bedingungen auch in einem Vertrag des Deutschen Reiches zuzulassen, nahm niemand mehr an dieser Klausel Anstoß, und sie hatte aufgehört, die Ausgrabungstätigkeit auf griechischem Boden zu unterbinden. Deutsche und Österreicher, Franzosen, Engländer, Holländer, Amerikaner wetteiferten mit den Griechen selbst in ergebnisreicher Spatenarbeit; auf Areta waren auch Italiener rühmlichst beteiligt. In Zukunft weiß Hellas wohl noch besser als früher, wo es seine Freunde zu suchen hat.

Von der Ausgrabung der Altis von Olympia war schon die Rede. Die gleichwertige Aufgabe der Wiedergewinnung des heiligen Bezirks von Delphi (Plan auf Taf. III) haben die Franzosen in gleichwertiger Arbeit zu lösen gesucht und sind auch auf Delos seit Jahren bemüht, ganze Arbeit zu

leisten und frühere Veräumnisse vergessen zu machen. Auch in Plataea, beim Ptoion, in Mantinea, in Tegea, auf Thasos, in Makedonien haben Franzosen den Spaten angelegt, die Engländer in Megalopolis, auf Melos, in Sparta, am ruhmvollsten auf Kreta, wo Arthur Evans Schliemanns Erfolge von Mykenä und Tiryns in Schatten gestellt hat. Die Amerikaner haben sich das Heraion von Argos, dann Korinth, Siphon, Salä in Lokris zum Arbeitsplatz gewählt, holländische Forscher haben sich der Stadt Argos angenommen, Österreicher haben in der Stadt Elis erfolgreich gearbeitet, Deutsche haben das böotische Heiligtum des Kabiren untersucht, haben die entsagungsvolle Arbeit einer Ausgrabung im Herzen des alten Athen auf sich genommen, während vor dem Dipylon Alfred Brückners Untersuchungen dem längstbekanntesten athenischen Friedhof ein völlig anderes Aussehen gegeben und große Bereicherung gebracht haben. Auf Thera hat Friedrich von Hiller mit seinen Arbeitsgenossen mustergültige Arbeit geleistet; auf Agina hat man dank der Initiative Adolf Furtwänglers die Ausgrabungen, die der Glyptothek ihren Hauptschatz eingebracht haben, mit Mitteln und Ansprüchen der Neuzeit und dementsprechend mit glänzendem Erfolg wieder aufgenommen; in Orchomenos ist man mit reichem Gewinn tätig gewesen; in Tiryns hat man die Arbeit Schliemanns fortgesetzt: wenn dieser einst beim Vordringen in die Tiefe den noch nicht erkannten Palast zu zerstören drohte, so ist man nun unter sorgfältiger Schonung des damals Aufgedeckten in die älteren Geheimnisse des Bodens eingedrungen. Die ergebnisreichen Ausgrabungen auf Korfu förderte unseres Kaisers ganz persönliche Teilnahme. Aber mit der Aufzählung der von Deutschen unternommenen Grabungen wäre deutsches Verdienst um die griechische Spatenarbeit nicht erschöpft. Kaum eine einzige Ausgrabung ist seit fast

einem Menschenalter auf griechischem Boden, von wem es auch sei, ins Werk gesetzt worden, ohne daß ihr Wilhelm Dörpfelds unvergleichliche Erfahrung und genialer Scharfblick zustatten gekommen wäre; an manchen war er fast wie ein Leiter beteiligt.

Besonders lang ist die Reihe der von griechischen Archäologen rühmlichst durchgeführten Grabungen. In den ersten Zeiten des freien Griechenlands waren neben den deutschen Pionieren kaum griechische Namen als ebenbürtig zu nennen. Das ist längst anders geworden, und auch die materiellen Mittel haben sich gefunden, die es gestatten, den Wettkampf mit den größeren Nationen aufzunehmen. Ein Vierteljahrhundert stand — leider muß man sagen: stand — an der Spitze der archäologischen Forschung der Griechen Panagiotis Kavvadias und um ihn ein Stab trefflicher Ausgrabungsmeister. Sie haben die Arbeit Schliemanns an dessen Arbeitsstätten und an anderen Stätten mykenischer Kultur fortgesetzt, sie haben die Heiligtümer von Eleusis, Epidaurus, Dropos, Thkosura, Thermos erforscht, sie haben mit besonderem Eifer und Erfolg die Arbeit in die neugewonnenen Landesteile getragen, sie haben vor allem, die Bemühungen eines Ludwig Roß und Eduard Schaubert in größerem Stile aufnehmend, die Akropolis von Athen (Plan auf Tafel VIII) bis auf den Felsen untersucht¹⁾ und vor unseren Augen die Kunst des alten Athen, das die Perser vernichteten, wieder aufstehen lassen. In dem sicheren Bewußtsein des eigenen Verdienstes, durch das sie ihrer Väter Erbe „erwerben, um es zu besitzen“, freuten sich die Griechen jeder Mitarbeit des Aus-

¹⁾ P. Kavvadias und G. Kawerau, Die Ausgrabung der Akropolis vom Jahre 1885 bis zum Jahre 1890, Athen 1906. Ein großer Plan der Akropolis auf 13 Tafeln mit 150 Spalten Text in griechischer und deutscher Sprache.

lands und blieben frei von dem falschen Stolz, der den Italienern zu verbieten schien, solche Geschenke von anderen Nationen anzunehmen.

Doch Trümmer griechischer Kunst, Spuren griechischen Lebens waren nicht nur innerhalb der Grenzpfähle des Königreichs zu suchen, und hätte nicht jener Wunsch, Fundstücke der Ausgrabungen den heimischen Museen zuzuführen, die Archäologen über die Grenzen Griechenlands hinausgeführt, so hätten es andere Erwägungen tun müssen. Lange bevor Athen nach den Perserkriegen sich seine führende Stellung eroberte, hatte in den Küstenstädten Kleinasiens und auf den vorgelagerten Inseln auf dem Grunde glänzenden Wohlstands ein überaus vielseitiges geistiges Leben sich entfaltet und eine rege künstlerische Tätigkeit geherrscht, und als dann Athen von seiner Höhe herabgestiegen war, da waren wieder Städte Kleinasiens Mittelpunkte jener spätgriechischen Kultur, die man die hellenistische zu nennen pflegt, und es entfaltete sich unter der Gunst reicher Fürsten wieder auch eine Blüte der Künste, und während dann nach dem Verlust der Freiheit das Mutterland mehr und mehr in Bedeutungslosigkeit versank, und Athen sich nur kümmerlich an den Erinnerungen seiner großen Zeit aufrecht hielt, breitete sich in den langen Friedensjahren der Kaiserzeit über die reichen Gefilde Kleinasiens ein Glanz aus, wie ihn die Welt nicht oft gesehen hat, prohenhaft freilich im Vergleich mit dem Glanze des Perikleischen Athen, aber doch in den in der Treibhausluft einer materiell gesegneten und materiell gesinnten Zeit allzu üppig wuchernden Kunstäußerungen die adelige Abstammung selten ganz verleugnend. Diese Pracht der Kaiserzeit mag dem Forscher, dessen Blick sich lieber auf die reichen Handelsstädte der alten Zeit oder auf die Residenzen der hellenistischen richten möchte, zuweilen hinderlich und ärgerlich erscheinen. Aber sie ist doch ein wesentlicher Zug

eines Kulturbildes, das der Wiedergewinnung auch nicht unwert ist, und überdies hat die Geschichte des Bodens an dieser Küste es so gefügt, daß die Prachtbauten der Spätzeit vielerorten die Trümmer früherer Jahrhunderte gar nicht überdecken, weil die Städte hier nicht nur, wie meist in den griechischen Ländern, von den Höhen, auf denen die älteste Zeit Sicherheit suchte, in die Flußtäler herabgestiegen und an die Küste gewandert sind, sondern sehr oft mit der Küste dem zurückweichenden Meer, das sie zum Leben brauchten, gefolgt sind, die Zeugen der Vorzeit im Lande zurücklassend.

Die erste systematische Ausgrabung auf kleinasiatischem Boden galt, wie wir sahen, dem Denkmal, das auch heute noch im Mittelpunkt der Kunst des vierten Jahrhunderts steht, wie der Parthenon im Mittelpunkt der Kunst des fünften, dem Mausoleum von Halikarnas. Ein ähnliches Einzeldenkmal war auch der Ausgangspunkt der deutschen Arbeit in Pergamon, der wohl immer noch großartigsten Ausgrabung in Kleinasien — nur war es ein Denkmal, das im Gegensatz zu jenem karischen nur eine bescheidene, kaum kenntliche Spur in der literarischen Überlieferung des Altertums zurückgelassen hatte. Um so wertvoller war, was uns die Spatenarbeit schenkte; aber sie wuchs über den immerhin beschränkten Zweck unter weitblickender Leitung alsbald hinaus, von Jahr zu Jahr mehr, bis ihr schließlich das Ziel gesteckt wurde, das Bild der ganzen Stadt, der hellenistischen Residenz wenigstens, wiederzugewinnen, wofür die Bedingungen hier günstiger lagen als irgendwo sonst. Der Zufallsfund der Platten des Gigantenfrieses, die Humann aus einer byzantinischen Mauer zog, hatte den Anstoß zu der Unternehmung gegeben. Aber mit jeder neuen Kampagne wurde der Zufall mehr aus der Leitung der Arbeit verdrängt. Erst als die ganze Hochburg in den Bereich der Untersuchung gezogen war, nach achtfähriger Arbeit, machte man Halt. Aber nach

Alexander Conzes Willen sollte es das Ende nicht sein. Ein Jahrzehnt hegte er bei sich und bedachte den Plan der Fortsetzung, während die Verarbeitung der überreichen Ergebnisse ihren langsamen, aber sicheren Weg weiterschritt. Dann trat er hervor mit seinem Ruf zur Pflicht¹⁾, und es gelang, deren Erfüllung zu sichern und in die besten Hände zu legen, und wieder ein Jahrzehnt war ihm dann vergönnt, die wiederaufgenommene, zielbewußt vorangehende Arbeit nicht nur aus der Ferne mit seiner Teilnahme zu begleiten, sondern mittätig zu fördern²⁾ und daneben die alte Arbeit dem Ende zuzutreiben³⁾. (Plan des ganzen Burgbergs und Herstellungsbild der Hochburg auf Tafel IV, Plan der Hochburg auf Tafel V.)

Außer in Pompeji hatte man bis dahin nie den Versuch gemacht, eine ganze Stadt durch Ausgrabung wiederzugewinnen. Es mochte auch Archäologen geben, denen ein solches Scrabsteigen von den Höhen der Kunst auf die Gassen und selbst unter die Gassen zur Erkundung der Wasserleitungen und Kloaken wenig behagte; nur in dem besonderen Falle Pompejis hielt man solche Forchtung allenfalls nicht unter der Würde, in anderen Fällen wohl auch für aussichtslos. Die epochemachende Entdeckung der Druckwasserleitung von Pergamon belehrte eines anderen.

Was aber in Pergamon erst allmählich als eine lockende, ja unabweisbare Aufgabe erkannt wurde, das drängte sich als solche auf einer anderen Ausgrabungsstätte der Berliner Museen beim ersten Anblick ohne weiteres auf — lockend freilich für eine Museumsverwaltung nur dann, wenn sie ihre

1) Pro Pergamo, Vortrag gehalten in der Berliner Archäologischen Gesellschaft am 9. Dezember 1897, Berlin, G. Reimer, 1898.

2) Berichte in den Athenischen Mitteilungen 1899, 1902, 1904, 1907, 1908, 1910, 1912.

3) S. die im zweiten Bändchen verzeichnete große Publikation.

Aufgabe so weit faßte, wie die Berliner sich während der pergamenischen Arbeit zu tun gewöhnt hatte. In Priene (Plan auf Tafel VI) erkannte man schon vor jeder Grabung deutlich die regelmäßigen, im rechten Winkel einander schneidenden Straßenzüge einer nach einheitlichem Plan angelegten und ungewöhnlich gut erhaltenen Stadt, und die Ausgrabung hat uns diese Stadt vor Augen gestellt, so vollständig, daß der Vergleich mit Pompeji wirklich einmal berechtigt zu sein schien — wie Pompeji keine Stadt ersten Ranges, erheblich kleiner sogar als Pompeji, aber gerade bei ihrer offenbar geringen Bürgerzahl mit der ansehnlichen Umwehrung ihrer Mauern, die zu einer schier unerschwinglichen Akropolis hinaufflettern, mit ihren gewaltigen Terrassenbauten, durch die das starke Gefälle des Geländes mit dem regelmäßigen Stadtplan vereinbar gemacht wurde, mit ihrer stattlichen Hauptstraße und dem von Säulenhallen rings umgebenen Marktplatz, mit ihrer trefflichen Wasserleitung von der Lebenskraft und der Leistungsfähigkeit der Bürgerstädte hellenistischer Zeit ein nur um so eindrucksvolleres Bild bietend, das gerade neben dem Bild der fürstlichen Residenz, wie es uns Pergamon allmählich enthüllt, von doppeltem Interesse ist. Gerade als eine von vielen ist diese Stadt für uns wertvoll. Aber sie besaß auch ein Denkmal, das über den Durchschnitt sich erhob, das Werk eines namhaften Bau-meisters, den Tempel der Stadtgöttin Athena, an dessen Mute die Weihinschrift des großen Alexander zu lesen war. Um dieses Tempels willen wurde Priene schon längst in der Denkmälerkunde genannt. Aber nichts kann die Wandlung im Betrieb der praktischen Archäologie, die sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, anschaulicher machen als der Vergleich des Raubbaus, mit dem sich in den sechziger Jahren die Engländer an dem Poliaktempel versündigt haben, und der Sorgfalt der deutschen Ausgrabung. Damals wurde alles, was

des Transportes wert schien, ins Britische Museum geschleppt, alles übrige sicherem, hier besonders gründlichem Verderben preisgegeben, ohne daß auch nur der Aufbau des Tempels richtig festgestellt worden wäre. Dreißig Jahre später glaubte man dem Trümmerfeld des Tempels noch die wichtige Erkenntnis, daß der Bau keinen Fries besaß¹⁾, abringen zu können; jede Zimmerdecke wurde ausgeräumt, jeder Pflasterstein sozusagen verzeichnet.

Mit der in Priene erworbenen Meisterschaft ging Theodor Wiegand, Carl Humanns Nachfolger auf den kleinasiatischen Ausgrabungsfeldern, an die größere Aufgabe — der allergrößten eine — der Ausgrabung Milets und seines Didymaions. In Priene waren Spuren der alten Stadt des Bias trotz eifrigen Suchens nirgends gefunden worden: die Stadt des vierten Jahrhunderts war offenbar an anderer Stelle neu gebaut worden, und die Lage der alten Stadt bleibt noch zu suchen. Auch in Milet deckte der Spaten fast nur die Stadt der hellenistischen und der römischen Zeit auf (Plan auf Tafel VII), und in die ältere fiel nur hier und da ein Blick, keiner in die Zeit vor den Perserkriegen, die eigentliche Blütezeit Milets. Hier aber hatten die Ausgräber das Glück, sozusagen im letzten Augenblick, als sie im Begriff standen, sich zu der Arbeit am Didymaion zu wenden, die Stadt der vorpersischen Zeit zu finden, auf einem westlich von der späteren gelegenen Hügel. Dadurch ward die Arbeit noch eine Weile bei der Stadt festgehalten, als schon die Riesenaufgabe der Aufdeckung des Apollotempels von Didyma, des nächst dem samischen Heraion größten Tempels des Altertums, alle Kräfte forderte. An dieser Aufgabe hatten französische Forscher schon zweimal mit schönem Erfolg, aber

¹⁾ Schrader und Wiegand, Priene, S. 98 f., f. aber dagegen W. Wilberg, Athenische Mitteilungen XXXIX, 1914, S. 72 f.

mit zur völligen Durchführung unzureichenden Mitteln gearbeitet; jetzt sollte sie, in großem Stile vorbereitet, zum letzten Ende geführt werden.

Solcher Arbeit das Ziel zu setzen, ist freilich ohne Verzicht und Entfagung nur selten möglich. In der Stadt jedenfalls konnte die Aufgabe nicht so weit wie in Pergamon ausgedehnt werden — das hätte bei dem Alter der Stadt noch unendlich mehr bedeutet. Die archaische, in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts von den Persern zerstörte Stadt lag ja freilich, wie gesagt, zum Teil außerhalb der späteren, im Bereich der hellenistisch-römischen Nekropole; aber gerade ihre ältesten Teile wiederum waren, nach dem Zeugnis der Scherbenfunde, an der Theaterbucht, in der Gegend des Athenatemfels zu suchen. Ein vollständiges Bild wäre also von dieser Stadt doch niemals zu gewinnen gewesen, zumal zwischen ihr und der hellenistischen Stadt auch noch die Hippodamische lag, in ihrer Gesamtrichtung nach verschiedenen Spuren von der hellenistischen abweichend. Aber auch den Blick auf diese letztere versperrten nicht wenige Denkmäler, an deren Beseitigung nicht zu denken war. So mußte man es auch hier erfahren, daß die Spatenarbeit gerade durch zeitliche Ausweitung ihrer Aufgabe, die sie nun alle geschichtlichen Perioden bis hinauf zu der vorgeschichtlichen nicht mit gleicher Liebe zwar, aber doch mit fast gleicher Achtung umfassen heißt, sich selbst Schranken zieht, vor denen sie mit Entfagung haltmachen muß. Immerhin war ein erträglicher Abschluß erreicht und wäre ein vorläufiges Ende doch wohl gemacht worden, als der Ausbruch des Krieges das Ende gebot. Schmerzlicher war diese Einstellung der Arbeit auf dem Gebiet des Didymaions, obgleich auch dort wohl die wichtigsten der noch erreichbaren Ergebnisse gewonnen waren. Schon 1911 hatte man ja den vorläufigen Abschluß ins Auge gefaßt, war auch schon zu einer neuen großen Aufgabe, der Aus-

grabung des Heraions von Samos, vorge schritten¹⁾. Aber der deutsche Archäologe hält seine Arbeit erst für abgeschlossen, wenn nicht nur für Ordnung und Sicherheit des Ausgrabungsplatzes gesorgt, sondern auch das Ergebnis der Grabung durch die Veröffentlichung gesichert ist, und so lange wird ja auch immer eine Nachprüfung an Ort und Stelle sich noch zuweilen als notwendig erweisen. So stand auch das deutsche Ausgrabungshaus noch nicht verlassen, und ein englischer Flieger konnte sich schmeicheln, durch eine Bombe auf dieses Haus die deutsche Wissenschaft in ähnlicher Weise zu schädigen, wie andere deutsche Arbeit zu schädigen dem englischen Reid ja kein Mittel zu niederträchtig zu sein scheint.

Soll ich noch der von österreichischen Archäologen — zuerst noch unter Conzes, dann unter Benndorfs Führung — auf Samothrake so rühmlich geleisteten Arbeit gedenken — vorbildlich in mehr als einer Hinsicht —, der ergebnisreichen Expeditionen im südwestlichen Kleinasien, der nun schon seit Jahren so erfolgreich betriebenen Ausgrabungen in Ephesos, wo auch bis dahin — ähnlich wie in P iene — englischer Raubbau an dem Haupttempel nur den Rahm abgeschöpft hatte, und nicht einmal vollständig abgeschöpft hatte? Soll ich von der amerikanischen Ausgrabung in Assos sprechen, deren Ergebnisse nach zwanzig Jahren endlich bekannt zu werden begannen, von der neuen, glänzend ins Werk gesetzten und von entsprechenden Erfolgen belohnten Ausgrabung der Amerikaner in Sardes, von den dänischen Arbeiten auf Rhodos, den deutschen Untersuchungen in

¹⁾ Erster vorläufiger Bericht über die von den K. Museen unternommenen Ausgrabungen in Samos von Th. Wiegand, Berlin 1911 (Anhang zu den Abhandlungen der Berliner Akademie vom Jahre 1911). Im übrigen sei für die bei Michaelis noch nicht verzeichneten Ausgrabungen auf die Berichte im Archäologischen Anzeiger noch einmal verwiesen.

Agä, in Magnesia a. M., auf Kos, von der Aufdeckung der Nekropole von Myrina durch die Franzosen, von ihrer neuen Unternehmung im Heiligtum des Apollon Klaros bei Kolophon? Ich glaube, daß das Gesagte genügt, um eine Vorstellung zu geben von der Überfülle der Aufgaben, die auf dem Boden Kleinasiens von der Ausgrabungsarchäologie gelöst oder in Angriff genommen sind, und zwischen denen der unberührten noch unzählige liegen, und ich will auch dem Buche von Michaelis, über das freilich manche dieser Angaben hinausgehen, lieber Leser zuführen als entziehen. Wenn in dieser Übersicht wieder die deutsche Arbeit im Vordergrund zu stehen scheint, so läßt sich das nicht nur entschuldigen, weil dieses Buch ein deutsches Buch ist, sondern meines Erachtens auch rechtfertigen, weil auch auf kleinasiatischem Boden deutsche Arbeit tatsächlich vorbildlich gewesen ist und, wie wir hoffen, in Zukunft erst recht vorherrschend bleiben soll.

Und auch bei weiterer Umschau darf der Blick mit Stolz vornehmlich auf deutscher Arbeit ruhen. Deutsche haben die Kenntniss des weltentlegenen riesigen Grabmals eines kommagenischen Königs auf der Höhe des Nemrud-Dagh erschlossen; Deutsche haben die gewaltigen Ruinen der Tempel von Baalbek, die eindrucksvollsten vielleicht, die uns von Bauten des Altertums die Zeit gelassen hat, verstehen gelehrt; Deutsche sind in der Alexanderstadt Agyptens erfolgreich tätig gewesen; österreichische Deutsche waren maßgebend beteiligt bei den dankenswerten Forschungen, die ein rumänischer Gelehrter einem hervorragenden Denkmale seiner Heimat, dem trajanischen Niesentropaion in der Dobrudscha, gewidmet hat. Aber daneben ist doch der geschickten und glücklichen Bergung eines großartigen Zufallsfunds zu gedenken, durch die sich das kaiserliche Museum des Serail in den Besitz der herrlichen Sarkophage von Sidon

gezeigt hat, und ist auf die reichen und zum Theil einzigartigen Funde hinzuweisen, die seit Jahrzehnten dank der Arbeit russischer Fachgenossen den Gräbern Südrußlands entsteigen.

Auf italischem Boden dagegen gebührt fast alles Verdienst den Italienern selbst, weil sie es so wollen — höchstens daß einmal ein ausländischer Gelehrter den Anstoß zu einer Grabung geben darf, wie Eugen Petersen zu der des alten ionischen Tempels im unteritalischen Lokri und wieder, durch seine eindringende Erforschung der Ara Pacis Augustae, zu der überaus schwierigen, aber erfolgreichen, nur leider nicht zu Ende geführten unterirdischen Grabung auf der Stelle des Denkmals unter dem Palazzo Fiano am Corso, oder ein französischer Forscher zur Ausgrabung des wichtigen Tempels von Conca.

Was aber auch ohne Ausgrabungen von neuer Erkenntnis an vielbetrachteten Bauten Italiens und Siziliens sich noch gewinnen läßt, haben die Untersuchungen Buchsteins und Koldewey's bewiesen.

Von der Fülle der Arbeit, die auf dem von Resten des Altertums ganz durchsetzten Boden Tag für Tag Zufallsfunde fordern und systematische Ausgrabungen leisten, geben die Notizie degli Scavi fortlaufende Nachricht, und die stattlichen von der Accademia dei Lincei herausgegebenen Monumenti bringen ausführliche, reich illustrierte Berichte über die größeren Unternehmungen.

Die Schranken zwischen der in Italien seit Jahrzehnten blühenden prähistorischen Forschung, als deren Meister Luigi Pigorini gilt, und der klassischen Archäologie fallen, wie schon gesagt, mehr und mehr, und die in langer Übung erworbene Meisterschaft in der Ausgrabung ganzer Nekropolen bewährt vor allem Pietro Orsi auf einem jedem Archäologen wichtigen Gebiet; auf dem schicksaldurchtränkten

Boden der ewigen Stadt aber führt uns die Spatenarbeit, Schicht um Schicht durchbrechend, von den im hellen Licht der Geschichte stehenden Denkmälern der Kaiserzeit bis hinab zu den durch keine schriftliche Kunde erläuterten Zeugen der italischen Frühzeit.

Die Scheu, die bis in unsere Tage die Archäologen davon zurückhielt, bis unter die Fundamente ehrwürdiger Bauten den forschenden Spaten vordringen zu lassen, ist begrifflich, minder begrifflich die Zurückhaltung, die sie auch da, wo kein späteres, unantastbar scheinendes Denkmal im Wege stand, in unserer Heimat, gegen die Bodenforschung bewiesen, die nicht Denkmäler der Kunst, aber doch Tatsachen der Geschichte zutage zu fördern versprach.

Kaum daß das verwöhnte Auge des deutschen Archäologen bei den Denkmälern der Rheingrenze oder selbst denen von Trier verweilen mochte — die Römerspuren des rechten Rheinufers gab man neidlos dem Eifer dilettantischer Lokalforscher preis, und im nordwestlichen Deutschland ließ man die Hypothesen der Barusforscher nach Belieben irrlichtern, während doch mancher Zufallsfund, richtig beobachtet und verfolgt, sichere Auskunft hätte geben können, wenn auch nicht gleich über den Ort der Barusschlacht.

Das ist anders geworden. Mit der ganzen Denkmälerwelt der Kaiserzeit sind auch die Monumente der Provinzen „salonfähig“ in der „Kunstwissenschaft“ geworden. Des Dilettantismus unverdächtige Archäologen haben die Erfahrungen des Südens der heimischen Arbeit zustatten kommen lassen. Wo von Ausgrabungstätigkeit die Rede ist, darf heute die Rimesforschung mit besonderen Ehren genannt werden, und selbst die Hypothesen über die Barusschlacht dürfen ohne den Ballast wirklicher oder angeblicher Fundtatsachen kaum noch ausfliegen.

*

*

*

Dem Zweck unseres Buches wird es dienlich sein, dieser Übersicht der wichtigsten Ausgrabungen nach ihrem Ort eine andere folgen zu lassen, die, auf jene zurückweisend, die verschiedenen Aufgaben der Ausgrabung nach ihrer Art kennzeichnet, von den einfachsten bis zu den umfassendsten fortjchreitend.

Selbst die allereinfachste Aufgabe, die nur fordert, das Fundstück so vollständig, wie es der Boden birgt, zu heben, verlangt bei zerbrechlichen Gegenständen, wie Tongefäßen oder durch Oxidation angegriffenen Geräten und Figuren aus Metall, eine nicht geringe Geschicklichkeit, die zwar nur durch Übung erworben werden kann, aber doch um so eher sich einstellen und um so größer sein wird, je schneller die Kenntnisse den Gegenstand erkennen lassen, solange er noch teilweise von der Erde verhüllt und geschützt ist¹⁾. Je nach der Art des Fundstücks wird man sich verschiedener Vorsichtsmaßregeln bedienen, die zumeist darauf hinauslaufen werden, das Fundstück, wo es irgend angeht, mit einem Rest des zusammenhaltenden Erdreichs aus dem Boden zu heben, da sich die getrocknete Erde leichter ablösen lassen, oft von selbst abfallen wird. Die Ansprüche an Geduld und Vorsicht müssen sich noch steigern, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, der nach den Erhaltungsbedingungen seines Materials gar nicht selbst erhalten sein kann,

1) Hier sei hingewiesen auf das „Merkbuch für Ausgrabungen“, das, in erfreulicher Erfüllung eines an dieser Stelle ausgesprochenen Wunsches, Carl Schuchhardt 1914 nach zwanzig Jahren zeitgemäß erneuert hat: „Eine Anleitung zum Ausgraben und Aufbewahren von Altertümern, auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten herausgegeben von der Vorgeschichtlichen Abteilung der Königl. Museen.“ Dritte, stark veränderte Auflage (Berlin, Mittler u. Sohn). Vgl. auch G. Behrens, Neue Literatur zur Museumstechnik in Germania II 1918 S. 94 f.

sondern nur einen Abdruck oder eine Spur im Erdreich zurückgelassen hat, die mit der Untersuchung der Zerstörung verfallen. In manchen Fällen wird man — nicht nur bei den Leichen der verschütteten Städte Campaniens — den entstandenen Hohlraum mit Gips ausgießen und so eine getreue Abbildung des verlorenen Gegenstands gewinnen. Ein Bildwerk aus Stein oder etwa die Reste eines Bauwerks zutage zu fördern, wird dagegen als ein leichtes erscheinen, kann aber je nach der Art des Bodens immer noch schwierig genug sein, bei Bauwerken am schwersten, wenn die Kunstlosigkeit ihrer Errichtung die Unterscheidung der Mauern von dem Steingeröll der Umgebung nur dem geschärften Auge gestattet, oder wenn ganze Mauerzüge nur in Spuren verfolgt werden können.

Aber lediglich das Fundstück freizulegen oder zu heben, wird heute nur selten die ganze Aufgabe sein. Stets werden die Fundumstände sorgfältig zu beobachten, meist wird eine größere Anlage ins Auge zu fassen sein, zu der der Einzelfund in Beziehung steht — ein Grab, ein Gebäude, ein Heiligtum, eine Stadt. Die Venus von Milo wäre nicht bis heute das vielbesprochene Problem, wenn über ihre Fundumstände von einem Archäologen sorgfältige Aufzeichnungen gemacht worden wären. Die Nike von Samothrake wäre nicht erst nach mehr als einem Jahrzehnt in ihrem vollen Wert erkannt worden, wenn ihr Entdecker auf vollständige Sammlung der Überreste des kostbaren Werkes und Aufklärung der ursprünglichen Aufstellung bedacht gewesen wäre. Gar manche der in früheren Zeiten gefundenen Statuen würde nicht heute verstümmelt oder durch Ergänzungen entstellt vor uns stehen, wenn nach den abgebrochenen Gliedern gleich bei der Auffindung sorgfältige Umschau gehalten worden wäre. Zuallermeist werden bei Funden aus wertvollem Material durch Hast und Heimlichkeit der Bergung versprengte Teile

verlorengehen und wichtige Fundumstände unbeobachtet bleiben. Man denke an Schliemanns verblüffende Goldfunde in den mykenischen Gräbern oder an die Auffindung des Hildesheimer Silberschatzes.

Die Ausdehnung der Untersuchung auf die Umgebung wird meist wo nicht zur Vervollständigung, so doch zum rechten Verständnis eines Einzelfundes nötig sein. Aber mit dieser Ausdehnung wird die unwillkürlich immer weitere Kreise ziehende Arbeit sich nicht selten verwickeln und nicht nur Aufklärung gewinnen, sondern auch auf neue Rätsel stoßen. Es ist oft eine schwere Verantwortung, zu entscheiden, wo der Arbeit eine Grenze gesetzt werden soll, und man kann sagen, daß bei Ausgrabungen das Ende meist schwerer ist als der Anfang. Wenige bauliche Anlagen werden sein, die nicht irgendwelche Spuren der Veränderung, des Neubaus oder Umbaus aufwiesen. Die Pflicht des Archäologen ist es da, diesen Spuren nachzugehen, das Ursprünglich-Borhandene, dann Zerstörte und Ersetzte oder vielleicht auch nur Beabsichtigte und niemals Ausgeführte unter möglichster Schonung des Späteren festzustellen. Am leichtesten ist diese Pflicht, wenn es sich um Bauten handelt, die im Banne einer nur langsamen Wandlungen unterworfenen Tradition stehen, wie die hellenischen Tempel; und kaum einen Tempel gibt es, der dem geschärften Auge des heutigen Archäologen nicht eine solche Aufgabe stellte. Sehr viel schwerer ist die Pflicht da, wo Zwecke, die uns unbekannt sind, oder Launen des Bauherrn und zeitweiligen Besitzers in Frage kommen, wie bei Privatbauten meistens, aber auch bei einem Bau wie dem Trierer „Kaiserpalast“, dessen Untersuchung in dieser Hinsicht zu den schwierigsten Aufgaben gehört¹⁾.

¹⁾ E. Krüger und J. Krenker, Vorbericht über die Ergebnisse der Ausgrabung des sogenannten römischen Kaiserpalastes in Trier (Abhandlungen der Berliner Akademie 1915).

Vollends schwer wird die Pflicht, wenn die Gebäude nur Spuren im Boden zurückgelassen haben, deren chronologisches Verhältnis zueinander schon nicht leicht zu bestimmen ist, wofür als mir naheliegendes Beispiel das Pratorium des römischen Lagers bei Haltern genannt werden darf¹⁾.

Selbst die kleinsten baulichen Anlagen, die Gräber, bei denen doch jene durch Umbau hervorgerufenen Schwierigkeiten nur äußerst selten in Betracht kommen werden — mag immerhin einmal ein mykenisches Kuppelgrab bei Tiryns in römischer Zeit in eine — Ölfabrik verwandelt worden sein (Arch. Anz. 1914 Sp. 136) —, stellen an den Beobachter gar vielseitige Anforderungen. Da ist zunächst die Art der baulichen Herrichtung zu erkennen, zuweilen, bei vorangegangener gewaltsamer Zerstörung oder bei Verwitterung einzelner Teile und dadurch verursachtem Zusammenbruch, aus dem Befund mehr zu erschließen als zu ersehen. Die Frage, ob Brandgrab oder Skelettgrab, wird bald entschieden sein, auch da, wo nicht die Abmessungen der Anlage allein schon entscheidend sind. Schwieriger würde die Sache, wenn man wirklich eine Zwischenstufe zwischen Verbrennung und Beisetzung anzunehmen hätte, wie Dörpfeld für die mykenische Periode tun möchte, indem er so den von Rohde einst nachdrücklich hervorgehobenen Unterschied zwischen mykenischer und homerischer Sitte wegräumen will. Weiter ist die Vergung der Asche, die Bettung der Leiche zu beachten, zuletzt erst die Beigaben, für deren Bedeutung dann oft die genaue Feststellung ihrer Lage, nicht selten auch die Ergänzung verwesener Stoffe notwendig ist. Schließlich ist das einzelne Grab in seinem Verhältnis zu anderen und zu den zugehörigen Wohnungen der Lebenden zu betrachten, und so kann die

¹⁾ Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen, V, 1909, S. 60 f.

Auffindung eines einzigen Grabes, wenn alle daran sich knüpfenden Fragen mit dem Spaten verfolgt werden, nicht selten zu historisch bedeutamen Schlüssen über die Besiedelung ganzer Gegenden führen. So hat ein vor anderen gräberkundiger und eine „Gräberkunde“ längst fordernder, hoffentlich bald selbst uns bietender Forscher einst die Wege der Etrusker durch Italien, durch die Gräber geleitet, verfolgt und ein andermal den Gedanken hingeworfen, daß sich die Heimat der homerischen Gedichte noch durch die Gräberkunde, die das Gebiet der Verbrennung und der Beisetzung abzugrenzen hätte, bestimmen lassen müßte, indem er dabei freilich von der vorhin erwähnten vermittelnden Annahme Dörfelds absah.

Oft die einzigen Zeugen einer ganzen Periode, stets Zeugen nicht für Einfall und Laune eines einzelnen, sondern für Brauch und Sitte ganzer Völker und Zeiten, dabei die treuesten Hüter des ihnen anvertrauten Gutes und durch dieses unendlich vielseitig in ihren Offenbarungen, werden die Gräber allezeit die Arbeit der Archäologen vornehmlich fesseln.

Daneben galt lange Zeit nur der Tempel für der Erforschung wert. Es wurde eben hingewiesen auf die Probleme, die gerade der Tempel Danglebigkeit dem Archäologen stellt, der von den Trümmern die Geschichte des Baus ablesen soll, nur bei wenigen unterstützt durch eine schriftliche Überlieferung. Auf der Stätte des Artemisions von Ephesos wird jeder sich nach Resten des Baus umsehen, der dem Herostatos zum Opfer fiel; auf der Akropolis von Athen wird jeder den Bau suchen, der vor der Erbauung des Perikleischen Parthenon, vor der des noch stehenden Erechtheions der Stadgöttin Obdach bot; die Chronik der Brände Roms macht es von vornherein unwahrscheinlich, daß irgendeiner der Tempel seine ursprüngliche Gestalt bewahrt habe, daß bei irgendeinem

die erhaltenen Reste nicht einer späteren Erneuerung angehören sollten. Aber auch bei namenlosen Tempeln, von denen alle Überlieferung schweigt, hat der Spaten, wie schon gesagt, meistens Spuren von Umwandlungen aufgedeckt. Je verwickelter sich dadurch leicht die Untersuchung des einzelnen Baus gestaltet, um so mehr könnte man geneigt sein, ihn in seiner Isolierung zu betrachten, auch da, wo solche Isolierung keineswegs ursprünglich war. Das aber ist heute kaum noch gestattet: von dem einzelnen Tempel wird man zur Untersuchung des ganzen Bezirks oder der ganzen Stadt vorwärtsgedrängt.

Und zur räumlichen Ausdehnung tritt dann wieder die zeitliche, die den Spaten tiefer und tiefer treibt: nicht nur der heilige Bezirk soll erforscht werden, sondern auch seine Geschichte, nicht nur die Stadt in einer bestimmten Zeit, sondern ihr ganzes Werden. Da setzen nun freilich der Wißbegier die Kosten auch heute noch Grenzen — trotz der Amerikanisierung der Begriffe. Es würde ja auch das Ausgraben allzusehr zur Technik herabsinken, wenn es nicht der Wissenschaft zustünde, den Spaten nicht nur in Bewegung zu setzen, sondern auch zurückzuhalten, wo es ihr gut scheint. Was von Olympia und Delphi galt, gilt nicht von jedem Heiligtum. Wozu Priene verlockte, was Pergamon fordert, das kann nicht jede Stadt beanspruchen. Nur allzuoft ist gerade an Stellen, zu denen es den Spaten mit magnetischer Gewalt zieht, die Arbeit ausgeschlossen oder auf die Benutzung vereinzelter Gelegenheiten angewiesen. Das Dorf Kastri konnte man wegräumen von der Stätte des delphischen Apoll, das Dorf Hieronda von der Stätte des Didymaions, ja man dachte daran, die Stadt Portici zu verpflanzen, um Herkulanum freilegen zu können. Aber hier ist doch nicht alles erlaubt, was mit Geld etwa zu erreichen möglich wäre, und es ist Sache der Wissenschaft, wichtige Aufklärungen da zu suchen, wo sie mit dem geringsten

Aufwand zu erreichen sind. Damit wird sie nicht selten von den großen Mittelpunkten antiken Lebens weg „auf die Dörfer“ gedrängt.

Gewiß sind das die größten Probleme der Ausgrabungswissenschaft, die gar nicht an einem einzigen Ort gelöst werden können. Wohl hat Humann nach der Entdeckung des pergamenischen Altars jubelnd ausgerufen: „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden!“ Aber einseitig wäre die Vorstellung von der pergamenischen oder gar der hellenistischen Kunst, die nur nach dieser einen Leistung gebildet wäre. Es gilt, die Funde verschiedener Orte zu verbinden, die Fäden, die hierhin und dorthin laufen, zu verfolgen und die Ergänzung unserer Kenntnis nach Möglichkeit dem Zufall zu entreißen. So ist es der Ausgrabungswissenschaft in unseren Tagen vergönnt gewesen, nicht nur „eine ganze Kunstepoche“, sondern eine Epoche der Weltgeschichte zu entdecken. Ein Blick auf diese glänzendste Leistung, die für uns mit dem Namen Schliemanns verknüpft bleibt, obgleich ihm andere Forscher gefolgt sind, an Erfolgen nicht zurückbleibend, an Verständnis ihm sicherlich weit überlegen, ein Blick auf das weite von der Archäologie entdeckte und eroberte Gebiet möge hier Platz finden.

Schon mehrmals wurde der Name Schliemanns und seines hervorragenden Mitarbeiters, wie auch der seines glücklichsten Nachfolgers genannt. Aber die Bedeutung dieser Forschungen fordert in unserem Zusammenhang eine eingehendere Darstellung.

Das, was wir griechische Kunst nennen — Baukunst Bildkunst, Malerei —, sehen wir, so ist die heute geläufige Meinung, vor unseren Augen erwachsen, wunderbar rasch erwachsen aus ziemlich primitiven Anfängen. Aber diese Anfänge sind viele Jahrhunderte später als die Blütezeit der epischen Dichtung. Weit jenseits dieser Anfänge liegt die

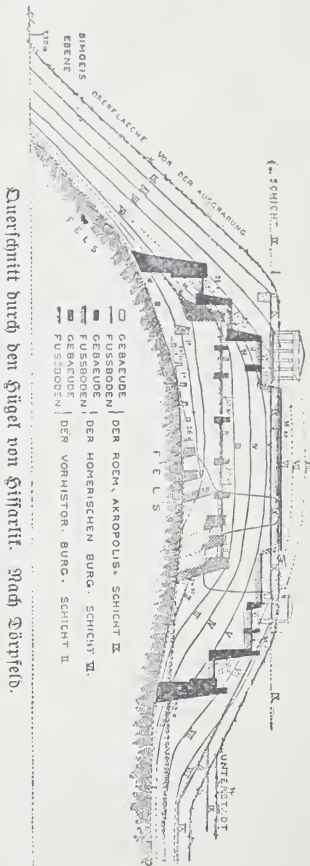
hohe Kultur der Zeit, die das Epos schildert, sei es nun die seiner Zeit oder einer damals schon vergangenen. Sollten ihre Spuren allein im Epos geblieben sein? Auch der Boden mußte manches davon bewahrt haben. Es galt zu suchen, zu suchen natürlich zunächst an den Orten, die der Schauplatz des Epos sind oder die Heimat seiner Helden. Trojas Lage war schon im Altertum umstritten, und man mochte zweifeln, wieviel historischen Hintergrund die Sage von der Belagerung Trojas hätte, ob dieses Ilion jemals bestanden hätte. Aber die Herrscherburg Agamemnons hatte ihren Namen bewahrt. Die Lage von Mykenä war niemals vergessen worden, und uralte Mauern und Kuppelbauten, die dort immer vor Augen standen, hatte eine allmählich auch bereits uralte Tradition mit den Helden der homerischen und vorhomerischen Sage in Verbindung gebracht. In Mykenä also mußte man mit der besten Hoffnung auf Erfolg den Spaten ansetzen, Überreste der vorgriechischen und doch griechischen, weil homerischen Kultur suchen.

Die Wissenschaft geht nicht immer den geraden Weg der Methode. Aber ein krummer Pfad kann auch zum Ziele führen. Schliemann hat nicht nur die monumentalen Reste der Kultur des Epos gesucht. Den Schatz des Priamos hat er gesucht und die Gebeine Agamemnons, und weil er sie gesucht hat, hat er sie auch gefunden. Fast wie ein Wunder erschien das. Hätte methodische Erwägung, die freilich heute auch leichter anzustellen ist als vor einem Menschenalter, ihm das Ziel gesteckt, so hätte der Erfolg vom Wunder gar nichts gehabt.

Schliemann fand an fast allen Orten, die das Epos als Herrscherstätte nennt, die Überreste einer hohen Kultur, also doch, nicht nur nach seiner Meinung, die Überreste der Kultur des Epos. Aber er fand weit mehr, als man nach den Schilderungen des Epos erwarten konnte. Unendlich viel reicher

erschien diese „mykenische“ Kultur als die der homerischen Helden. Nur da, wo das Epos sich zur Schilderung höchster

Pracht versteigt, reicht es an den Glanz heran, den uns die Schachtgräber von Mykenä und der Palast von Tirhyns zuerst enthüllt haben. Nur durchzuschimmern scheint dieser Glanz, als ob er einer weiter zurückliegenden Zeit angehörte. Aber das war nicht der Unterschied, der den Reichtum der Burgen der Argolis von der „verbrannten Stadt“ von Hissarlik trennte. Die war vielmehr sichtlich viel älter und primitiver. Sollte sie dennoch die Stadt des Priamos sein? Schliemanns letzte Grabung bahute dann die Erklärung dieses Rätsels an, und Dörpfeld führte sie zu Ende. Es stellte sich heraus, daß der Hügel von Hissarlik auch eine Epoche erlebt hatte, deren Reste — Mauern und Scherben — den Funden in der Argolis entsprachen (Plan auf Tafel I). Diese Epoche repräsentierte dann natürlich das homerische Iliön; und zwischen ihr und der soge-



nannten zweiten Stadt, die bis dahin für Iliou Polion gegolten hatte, lagen nicht weniger als drei Ansiedlungsperioden. Dafür, daß die für uns wichtigste, die von Schliemann vor allem gesuchte Periode der Besiedelung so spät erst zum Vorschein kam, fand sich eine sehr einfache Erklärung: als zu römischer Zeit große Bauten auf der altgeheiligten Höhe errichtet wurden, hatte man die Schuttmassen auf der Kuppe des Hügels entfernt, so daß hier, wo Schliemann bis dahin ausschließlich gegraben hatte, die Reste mehrerer Perioden ganz verschwunden waren; vor den Toren der zweiten Stadt fanden sich aber wohlerhaltene Mauern und Türme der sechsten, weiter ausgreifenden Stadt neben den Quadermauern römischer Fundamente. Diesen Tatbestand veranschaulicht die Abbildung auf S. 72, die nach Dörpfelds Werk „Troja und Iliou Polion“ in Verkleinerung wiedergegeben ist.

Wenn schon die sechste Stadt in die zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gesetzt werden mußte, so rückte die zweite Stadt in nebelhafte Ferne. Aber wo in aller Welt bot sich eine lehrreichere Gelegenheit, die Geschichte menschlicher Siedelung bis in so graue Vorzeit zu verfolgen, als auf diesem unscheinbaren Hügel, der durch Jahrtausende eine rätselhafte Anziehungskraft bewährt hatte, und vielleicht darf man es als ein Glück preisen, daß jene zweite Stadt von Hissarlik so lange fälschlich den Nimbus des homerischen Iliou Polion besessen hat, weil andernfalls vielleicht die Archäologen sie eher als „prähistorisch“ würden beiseite geschoben haben. Nun mußte sie freilich hinter die sechste zurücktreten, obgleich diese für den „Schatz des Priamos“ keinen Ersatz bot.

Aber auch die Kultur, der diese sechste Stadt angehört, hatte, das sah man bald, ein langes Leben gehabt. Wir sehen Unterschiede der Technik und Lebensweise, wir ahnen Unterschiede der Anschauungen, wie sie nicht zwischen heute und morgen bestehen, wie sie nur durch zeitliche Unterschiede

von Menschenaltern, von Jahrhunderten sich erklären. Frühes und Spätes gilt es zu scheiden, und die Anhaltspunkte dazu vermag uns nur der in die Tiefe eindringende Spaten zu geben. In Tiryns unterscheidet man heute einen älteren und einen jüngeren Palast und hat unter dem älteren „ärmliche Hockergräber gefunden, und darunter wieder Lehmmauern auf Steinfundament, die mindestens zwei ältere Wohnschichten bezeugen“.

Nicht weniger wichtige Arbeit aber leistete der Spaten, indem er der räumlichen Ausdehnung dieser „mykenischen“ Kultur nachging. Ein weites Reich hat sie beherrscht, den ganzen Umfang des Ägäischen Meeres zum mindesten, weiter noch ihre Erzeugnisse hinausgetragen — nach Agypten wie in den fernen Westen.

Auf Kreta richteten sich alsbald die Blicke der Forscher, als auf den wahrscheinlichen Mittelpunkt dieser „mykenischen“ Kultur. In der Überlieferung vom Scereiche des Minos schien noch eine Erinnerung daran fortzuleben. Gern hätte Schliemann auf der Insel des Minos gegraben; aber es stellten sich unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Seit fast zwei Jahrzehnten aber sind nun Ausgräber verschiedener Nationen auf Kreta bei der Arbeit, und ihre Erfolge könnten die Schliemanns in Schatten stellen, wenn eine Entdeckung wie die von Mykenä, die uns zuerst eine ganz neue Welt auftat, sich überhaupt in Schatten stellen ließe. Aus der Übereinstimmung der Funde von Kreta und der Griechenlands wie aus ihren Unterschieden sprechen zu uns wichtige Tatsachen der Geschichte.

Es gibt keine Ausgrabung, die uns nicht neue Erkenntnis brächte, im großen oder im kleinen. Aber Größeres wird die Spatenarbeit niemals leisten als hier, wo sie eine glänzende Epoche der Geschichte aus dem Dunkel vor unseren Augen hat aufsteigen lassen — und welche Epoche! Würde uns nur

das Treiben der homerischen Gestalten anschaulicher, das wäre schon viel. Aber es steht als leibhaftige Gegenwart vor uns, was den Dichtern des Epos schon eine ferne Vergangenheit war, mit der sie nur noch dämmerige Erinnerungen verbanden. Wir sehen sie nicht nur leben, die unsterblichen Gestalten der griechischen Sage, sondern wir sehen sie werden.

So wenigstens ist die heute geläufige Vorstellung, von der wir uns ungern wieder trennen werden, und wenn ich vorhin gesagt habe, daß die Anfänge der vor unseren Augen erwachsenden griechischen Kunst von der Blütezeit der epischen Dichtung durch Jahrhunderte getrennt seien, und weit jenseits erst die hohe Kultur liege, die das Epos schildert, so habe ich damit angedeutet, daß auch ich einstweilen von dieser Vorstellung nicht lassen möchte.

Aber es scheint mir Pflicht, an dieser Stelle noch einmal nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Mann, dem unsere Kenntniß dieser Frühzeit so viel verdankt, wie nur ganz wenigen, auf dessen Urteil dankbar zu hören wir allen Grund haben, auch wenn es uns wunderbarlich verwegen scheint, daß Wilhelm Dörpfeld die Lücke zwischen griechischer und mykenischer Kunst leugnet, indem er jene um Jahrhunderte hinausschiebt, daß er die geometrische Kunst, die man die Lücke ausfüllen läßt, nur zum Teil auf die mykenische folgen, zum Teil neben ihr hergehen läßt, als eine einheimische Unterströmung oder vielmehr niemals ganz verschwundene Nebenströmung neben der aus der Ferne gekommenen, zum Teil endlich dieser vorangehen läßt. Wenn dem so wäre, dann brauchte man nicht mehr anzunehmen, daß die homerischen Gedichte in den Widersprüchen ihres Kulturbilds ein Nacheinander bieten, indem sie Erinnerungen an eine ferne Vorzeit, durch die Vorläufer der uns erhaltenen Gesänge festhalten und in festen Formeln fortlebend, mit den Zügen ger minder reichen Gegenwart, in der die Dichter lebten, ver-

binden, sondern man hätte ein Nebeneinander zu sehen, indem die Dichter neben der vornehmen importierten Kultur die bescheidene einheimische zur Geltung gebracht hätten.

Ich kann nicht leugnen, daß ich es als eine Befreiung empfinde, wenn wir erlöst würden von der Anschauung, daß eine ganze Periode, nicht nur eine einzelne Bevölkerungsschicht, an der armen geometrischen Kunst ihr Genügen gefunden haben soll, während ihr der Reichtum der mykenischen zu Gebot stand, daß ich viel eher den Übergang begreifen würde, wenn es sich um die Hinwendung zu einer seit alters gewohnten, niemals ganz aufgegebenen und als angestammt der stammfremden gegenüber empfundenen Dekorationsweise handelte, daß ich es andererseits für einen Gewinn halten würde, die Kunst der orientalisierenden Zeit unmittelbar an die mykenische anschließen zu dürfen. Gewiß ist ja auch, wie schon früher gesagt ward, daß das chronologische Verhältnis, an das wir uns gewöhnt haben, ursprünglich auf vereinzelter Beobachtung von Fundumständen beruht, neben der andere Beobachtungen das gleiche Recht beanspruchen dürfen. Aber im Laufe der Jahrzehnte sind der Beobachtungen, die jene erste zu bestätigen schienen, doch so viele geworden, sind die Anschauungen, auf chronologische Beobachtungen zuerst gegründet, mit unzähligen anderen so vielfach verankert, daß man vor den unabsehbaren Folgen der Dörpfeldschen Hypothese eine begreifliche Scheu hat.

Gewiß wiegt das Verditt eines Archäologen vom Range Furtwänglers, das Verditt eines Philologen vom Range eines Wilamowitz nicht leicht — wenn auch das eine wie das andere durch die beleidigende Form, die wir bedauern müssen, an Gewicht eher eingebüßt als gewonnen hat. Kein Verditt aber soll uns abhalten, zu bekennen, daß Dörpfelds Hypothese, so kühn und unwälzend sie ist, grundsätz-

lich berechtigt, folgerichtig gedacht und auf jeden Fall ernstester Erwägung und vorurteilsloser Prüfung wert ist. Und auch die damit zusammenhängende, einst von Helbig begründete Hypothese von der phönizischen Herkunft der mykenischen Kultur, die Dörpfeld nun über Phönizien bis zu ihrem fernem Ursprung in Arabien zurückverfolgen möchte, kann ich durch ein vornehmeres Achselzucken nicht für abgetan halten. Dörpfeld mag vielleicht allzusehr geneigt sein, eine historische Überlieferung, ja selbst ein Dichterwort für wahr zu halten. Andere aber sind allzusehr geneigt, das eine wie das andere zu verwerfen. Sowenig man — es wurde bereits gesagt — Übereinstimmung mit der Wirklichkeit bei Homer einfach voraussetzen oder verlangen darf, so wenig darf man das Gegentheil als keines Beweises bedürftig ansehen.

Mit allen ihren Folgerungen reicht Dörpfelds Hypothese über den Bereich der Wissenschaft, der dieses Buch gilt, weit hinaus. Um so mehr hat die Archäologie die Pflicht, das Beweismaterial, das ihrer Beurteilung unterliegt, sorgfältig und unbefangen zu prüfen. Sie wird die Anhaltspunkte für das chronologische Verhältnis der geometrischen Dekoration zur mykenischen noch einmal gewissenhaft untersuchen und eine absolute Zeitbestimmung der geometrischen Kunst zu gewinnen trachten; sie wird die bis jetzt spärlichen Spuren mykenischer Kunst in Phönizien zu vermehren bemüht sein und eine deutlichere Vorstellung von den Denkmälern des südlichen Arabiens zu gewinnen wünschen. Die Philologen mögen dann sehen, wie sie etwaige gesicherte Ergebnisse dieser Forschungen mit der Geschichte des Epos, für die sie zuständig sind, in Einklang bringen.

Je mehr freilich der Archäologe selbst die Folgen seiner Ermittlungen und die ihnen etwa im Weg stehenden philologischen und historischen Bedenken überschaut, um so besser wird es sein, wenn diese Kenntniss ihn auch nicht zu mehr

veranlassen soll und darf als zur Verdoppelung seiner Gewissenhaftigkeit und Vorsicht. Andererseits soll der Philologe womöglich die Sicherheit und Beweiskraft der archäologischen Feststellungen ermessen können, damit er sich weder voreilig unterwerfe, noch unausweichliche Folgerungen als „Fasellei“ bezeichne.

In der „vorgeschichtlichen“, der traditionlosen, analphabeten Zeit darf sich der Archäologe als Alleinherrscher fühlen; in allen späteren Perioden muß er sich mit dem Philologen, dem Historiker in die Herrschaft teilen. Gebend und empfangend muß sich einer in den anderen schicken. Neben der Dichtung darf der Archäologe für seine Denkmäler als geschichtliche Zeugen zum mindesten die gleiche Geltung beanspruchen. Nachdem die Geschichtsschreibung die Dichtung abgelöst hat, müssen die Denkmäler sich wohl mit dem zweiten Rang nach jener begnügen — abgesehen von ihrem eigensten Gebiet, der Geschichte der Kunst, auf dem dem Archäologen die literarische Überlieferung weniger Beistand leistet, als erwünscht wäre. Der willigsten Anerkennung ist er da sicher, wo er mit seinen Spatenfunden der literarischen Überlieferung eine Anschaulichkeit verschafft, die die trennende Kluft der Jahrtausende zuweilen fast vergessen läßt.

Fast unheimlich erscheint diese Anschaulichkeit, wenn wir etwa in den gefesselten Leichen eines Massengrabs bei Phaleron die Hermensprebter des Jahres 415 v. Chr. erblicken dürften¹⁾. Aber hier und in ähnlichen Fällen wird die Identifizierung nicht leicht zu voller Gewißheit zu bringen sein und hat auch mehr den Reiz einer Kuriosität als den Wert historischen Gewinns. Meist wird die Spärlichkeit und Wortkargheit unserer historischen Überlieferung die durch die Denkmäler gebotene Anschaulichkeit mehr als eine Ergänzung denn als

1) Archäologischer Anzeiger 1916, Sp. 141.

ein Aufleben des Überlieferten erscheinen lassen. Eines Falls aber möge zum Schluß dieser Betrachtung über Ausgrabungen noch gedacht werden, in dem eine verhältnismäßig gute und eingehende Überlieferung durch Funde von seltener Erhaltung zu überraschender Lebendigkeit gebracht wird, ohne daß diese Funde etwa nur den bescheidenen Wert der Illustration des an sich schon Bekannten hätten. Ich meine Schultens Ausgrabungen in und um Numantia¹⁾.

In Haltern fragte mich einmal ein Besucher der Ausgrabungen, ob denn nicht von all den Lagern, deren Grundriß wir mit solcher Mühe dem Boden abzugewinnen suchten, Pläne in Italien erhalten seien. Als man die ersten Spuren der römischen Lager um Numantia erkannt hatte, konnte man bei ihrer Erforschung in der Tat solche Unterstützung zu finden hoffen, nicht in gezeichneten Plänen zwar, aber doch in der eingehenden Beschreibung eines zeitgenössischen und sachverständigen Schriftstellers. Unsere Kenntnis des römischen Lagers der republikanischen Zeit beruhte ja vornehmlich auf der Schilderung des Polybios, und dieser Polybios hatte seinen Gönner Scipio auf dem numantinischen Feldzug begleitet. Den Lagern des Scipio mochte er also, so durfte man annehmen, sein Lagerschema entnommen haben; jedenfalls durfte man annehmen, daß jene damit in voller Übereinstimmung stehen würden. Alle sieben Lager Scipios hat

¹⁾ A. Schulten, Numantia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen 1905—1912. I. Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom. München 1914. Von den beiden noch ausstehenden Bänden soll der eine der Stadt Numantia, der andere den Scipionischen Einschließungswerken um Numantia, den fünf Lagern bei Kenieblas und den anderen in Keltiberien gefundenen Lagern gewidmet sein. Hierfür ist man einstweilen auf die vorläufigen Berichte im Archäologischen Anzeiger angewiesen.

Schulden in mehrjähriger Arbeit gefunden und erforscht; aber jene Erwartung erfüllte sich nicht. Die Lager wichen von dem Polybianischen Schema erheblich ab; man durfte das der Enge der Lagerfläche und dem defensiven Charakter der Einschließungskastelle zuschreiben. Aber mit der Entdeckung der Scipionischen Belagerungswerke waren die Überraschungen der spanischen Ausgrabungen nicht abgeschlossen. Sechs Kilometer östlich von Numantia fand man auf demselben Hügel bei Kenieblas nicht weniger als fünf römische Lager neben- und übereinander, von denen nicht weniger als drei den zwei Legionen eines konsularischen Heeres Raum boten. Davon stimmte das älteste, das dritte der ganzen Reihe, deren Altersverhältnis durch die Überschneidungen gesichert war, „mit dem Polybianischen Feldlager in allen wesentlichen Punkten so vollkommen überein, daß es zu ihm einen monumentalen Kommentar bildet“. Es ist — daran kann kaum ein Zweifel sein — das Lager des Nobilior aus dem Jahre 153 v. Chr. Das folgende Lager, offenbar nur ein Sommerlager, weist keine Innenbauten auf, während das letzte einen vom dritten gänzlich abweichenden Plan erkennen läßt, der der Heeresreform des Marius zu entsprechen scheint. Auch die Funde widersprechen nicht der Annahme, daß hier ein Lager des Pompejus aus dem Krieg gegen Sertorius zu erkennen ist, während von den beiden ersten Lagern, die erheblich älter sein müssen als das des Nobilior, zum mindesten das eine mit dem Namen des alten Cato in Verbindung gebracht werden darf, der zweiundvierzig Jahre zuvor, wie es scheint als erster, mit seinem Heere vor Numantia erschienen ist.

So bietet sich hier auf engem Raum eine unvergleichliche Gelegenheit, die Entwicklung des römischen Lagerschemas in der Zeit der Republik und die Freiheit gegenüber diesem Schema zu beobachten, damit unsere Kenntnis römischer

Kriegskunst zu erweitern und die Geschichte der ruhmlosesten Feldzüge Roms durch greifbare Reste zu beleben. Vor allem wird die Kriegführung des ruhmreichen Feldherrn, der alle Niederlagen seiner Vorgänger gerächt hat, schon durch eine ungewöhnlich gute Überlieferung, die auf Polybios selbst zurückgehende Erzählung Appians, uns vertraut, durch die wohlerhaltenen Einschließungswerke — zu jenen sieben Lagern kommt noch die sie verbindende neun Kilometer lange „Circumvallatio“ — zu einer Anschaulichkeit gebracht, wie kaum eine andere historische Erzählung des Altertums.

Weniger auf die wohlerhaltenen und zum guten Teil nach mehr als zweitausend Jahren offen zutage liegenden Reste der Lager, zu deren Erhaltung sich die solide Technik ihrer Anlage mit der Kulturarmut der Gegend verbunden hat, als auf die reiche literarische Überlieferung, die diesen Monumenten Licht spendet, wie sie es von ihnen empfängt, kann der Erforscher germanischer Römerlager nur mit Neid blicken. Aber auch der Erforscher jener Vorzeit auf griechischem Boden mag es trotz des stolzen Bewußtseins seiner viel bedeutungsvolleren Entdeckungen mit Bedauern empfinden, wieviel looser die Fäden sind, die seine Denkmäler mit der literarischen Überlieferung verbinden, der er Aufklärung zu bieten und abzugewinnen sucht.

Denkmälersammlungen: Museen.

Kaum ein einziges Denkmal, so durften wir sagen (S. 35), gibt es, dessen wir uns ohne die Hilfe des Spatens bemächtigen könnten. Aber es gibt wohl auch keines, dessen man sich mit der Arbeit des Spatens sogleich völlig bemächtigt hätte. Schwerlich wird jemals der Ausgräber selbst, möge er auch der kenntnisreichste sein, die Belehrung ausschöpfen, die ein neuentdecktes Denkmal bietet. Es gilt, das der sicheren

Verborgene Entlassene der Forschung zu erhalten¹⁾, der Betrachtung anderer zugänglich zu machen. Von der Aufgabe der Veröffentlichung in Beschreibung und Abbildung wird im zweiten Abschnitt dieses Buches zu sprechen sein. Aber keine Beschreibung noch Abbildung bietet für das Original vollen Ersatz. Dieses muß, wo es irgend angeht, erhalten bleiben. Bei den am Boden haftenden Denkmälern erwächst durch diese Forderung dem Ausgräber, wie wir schon sahen, eine schwere Pflicht, die er zuweilen am besten erfüllen wird, indem er das aufgedeckte Denkmal der schützenden Erde zurückgibt (vgl. oben S. 19 u. 39). Das bewegliche Fundstück hingegen wird er an einen zugleich sicheren und zugänglichen Ort versetzen und der Betrachtung darbieten²⁾.

Unter Schliemanns Funden finden sich merkwürdige Beispiele dafür, daß das ausgegrabene und abgebildete Denkmal keineswegs immer „wiedergewonnen“ genannt werden kann. Da sehen wir unter den Schätzen der mykenischen Schachtgräber wohl eherne Dolche erwähnt und abgebildet. Aber erst der Verwalter der Sammlung, in der Schliemanns

¹⁾ Bei vielen Denkmälern macht die Erhaltung, nachdem sie dem Einfluß von Licht und Luft wieder ausgesetzt sind, erhebliche Schwierigkeiten: Flinders Petrie, *Methods and aims in Archaeology* Chapter VIII: Preservation of objects, S. 85—104. Vgl. auch das oben (S. 20) schon angeführte Buch von Fr. Rathgen.

²⁾ Daß die Aufnahme in eine Privatsammlung noch keine absolute Sicherung bedeutet, beweist beispielsweise das merkwürdige Schicksal jenes schönen Grabreliefs, das von dem spärlichen Zuwachs der vatikanischen Sammlung aus neuester Zeit wohl das kostbarste Stück ist: einst zur Sammlung Cesi gehörig, kam es nicht mit deren übrigen Bestand in den Besitz der Ludovisi, sondern ward in einen der damaligen Villa Cesi benachbarten Hof verschlagen, wo es als Deckplatte eines Abzugsgrabens verwandt wurde, um dann, aus dieser unwürdigen Lage befreit, in einer Kumpellammer sein Dasein zu fristen, bis Marucchi es entdeckte und zu Ehren brachte (Ame-
lung, *Jahrbuch des Instituts XVIII*, 1903, S. 109 f.).

Funde geborgen wurden, Athanasios Kumanudis, erkannte die eingelegte Arbeit, die den unvergleichlichen Wert dieser Dolchflingen ausmacht. Erst Kumanudis bemerkte auf dem unscheinbaren Bruchstück eines silbernen Gefäßes die köstliche Reliefdarstellung einer belagerten Stadt mit den Verteidigern vor den Toren, den klagenden Frauen auf den Mauern.

Glücklich der Museumsverwalter, dem solche Entdeckungen beschieden sind! Ihm können sie freilich, wo sie zu machen sind, kaum entgehen, wenn er sich der Untersuchung und Reinigung der seiner Obhut anvertrauten Gegenstände mit der Sorgfalt unterzieht, die ihm Pflicht ist, während sie dem Ausgräber im Gedränge der Arbeit oft unmöglich, oft aber auch um der vorsichtigen Erhaltung willen geradezu verboten ist. Aber auch dem Museumsverwalter kann nicht zugemutet werden, daß er selbst allen Gewinn seiner Sammlung für die Wissenschaft ausschöpft, und wer sich selbst etwa das zumutet oder annaßt — es hat stets auch solche Klauze gegeben —, der ist ganz sicher der beste Museumsverwalter nicht. Auch dieses Amt im Dienste der Wissenschaft ist mit Selbstsucht unvereinbar; auch in den Museen soll sich die Wiedergewinnung der Denkmäler nicht mit einem Schlag, nicht durch die Arbeit eines einzelnen vollziehen, sondern nur allmählich, im Zusammenwirken vieler, ganzer Generationen, zum Teil in aller Zukunft nur annäherungsweise. Sichere Unterkunft an zugänglicher Stelle gehört durchaus zur Wiedergewinnung der Monumente, und deshalb ist hier von den Museen zu sprechen¹⁾.

¹⁾ D. Murray, Museums. Their History and their Use. With a Bibliography and List of Museums in the United Kingdom. Glasgow 1904. Drei Bände (Band II und III enthalten nur bibliographische und museographische Angaben). Museumskunde, Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen, herausgegeben von St. Kwoischau (Berlin, G. Reimer) I (1905) — XIII (1917).

Die Museen als wissenschaftliche Anstalten im heutigen Sinne sind nicht alt — wie sollten sie auch älter sein als die Wissenschaft, der sie dienen!

Kunstsammlungen hat es freilich schon im Altertum gegeben. Um „amerikanische“ Summen brachten die hellenistischen Könige berühmte Kunstwerke früherer Zeiten in ihren Besitz. Der Ruhm steigerte die Preise, und die Preise steigerten den Ruhm: *Centum talentis nobilitatum* nennt Plinius den „Diadumenos“ des Polyklet.

Den Sammeleifer der Altaliden bezeugen uns auf der Burg von Pergamon gefundene Kunstwerke älterer Zeit und Künstlerinschriften mit Namen guten Klangs, wie Silanion und Onatas. Diese Inschriften werden nicht immer unter Originalwerken der Meister, die sie nennen, gestanden haben, da man nachweislich Statuen und selbst Bilder schon damals kopieren ließ — wovon im vierten Abschnitt zu sprechen ist. Die Namen werden auch zuweilen den Werken, unter denen sie standen, unverdiente Ehre erwiesen haben, da die Liebhaberpreise zu falschen Tausen verlocken mußten, Liebhaber Augen aber bekanntlich die schärfsten nicht sind, und Kunstverständnis und Zahlungsfähigkeit sich gewiß nicht häufiger als heute zusammengefunden haben werden.

Was ein reicher Privatmann der römischen Zeit zusammenbringen konnte, sehen wir in der berühmten Villa zu Herkulanum, und wie ein Beamter es zusammenbringen konnte, hören wir durch Ciceros Reden gegen Verres.

Solche Sammlungen, zumal die von Pergamon und Alexandria, später die Ansammlungen alter Kunstwerke in den Prachtbauten der römischen Kaiserzeit¹⁾ mögen wohl

1) Fr. Jacobi, Grundzüge einer Museographie der Stadt Rom zur Zeit des Kaisers Augustus. Speier 1884. J. Nicole, Un catalogue d'œuvres d'art conservés à Rome à l'époque impériale. Texte du papyrus latin VII de Genève. 1905. (Vgl. Br. Reil, Deutsche Literaturzeitung, 1906, Sp. 2802—5.)

anregend auf die Kunstforschung gewirkt haben. Aber sie kamen doch kaum in Betracht neben den denkmälerreichen Bezirken von Delphi und Olympia und der anderen griechischen Heiligtümer, die noch in der Beschreibung des Pausanias, nach so mancher Plünderung, als schier unerschöpfliche Fundgruben erscheinen, um so wertvoller, je weniger ihre Zeugnisse dem Verdacht der Fälschung ausgesetzt waren, der vor so vielen entwurzelten Renommierstücken privater Kunstliebhaber einen kritischen Betrachter beschleichen mußte.

Der gleichen Besucher sind auch heute noch in mancher Privatsammlung unwillkommene Gäste — willkommener die höflichen Leute, die bereit sind, die schmeichelhafte Unterschrift eines mit Stolz vorgewiesenen Museumsstücks noch zu übertrumpfen, wie Martial es tat vor dem Herakles des Bindex (IX, 44):

„Λυσίππου lego, Phidiae putabam.“

Warum soll man sich auch den teuer bezahlten Glauben, einen echten Raffael zu besitzen, verkümmern lassen! Ist es und war es doch oft mehr der Name als das Werk, woran man sich erfreute. Deshalb wird man auch nicht selten mit den Kunstwerken allerhand andere Merkwürdigkeiten vereinigt haben, wie in den Kunstkammern und Curiositätenkabinetten neuerer Jahrhunderte.

Dem Augustus sagten zwar böse Zungen nach, daß seine Liebhaberei für korinthische Erzgefäße auf die Proskriptionen von Einfluß gewesen sei (Sueton, Div. Aug. 70); — eher mögen wir glauben, daß sie auf die Mode einwirkte und die Preise solcher Dinge in die Höhe trieb, worüber Tiberius ungehalten gewesen sein soll (Sueton, Tib. 34). Aber andererseits hören wir, daß Augustus, aller Verschwendung abhold, wie er war, die Liebhaberpreise für Kunstwerke nicht zahlen mochte und sein Haus statt mit Statuen und Bildern lieber

mit Sehenswürdigkeiten anderer Art, mit den Riesenknochen vorweltlicher Tiere, ausstattete (Div. Aug. 72).

Doch wir brauchen die Geschichte der Museen nicht ins Altertum zurückzuberfolgen und können es nicht, da zwischen den Kunstsammlungen unserer Tage und denen von Pergamon oder Rom kein Zusammenhang besteht. Nach Rom freilich weist uns die Geschichte, aber nach dem Rom der Renaissance-Päpste¹⁾. Dem mächtigen Eindruck auftragender Bauten hatten sich schon frühere Jahrhunderte nicht entziehen können, und unter dem schützenden Gerank der Legende hatte auch manches Werk der Bildkunst sich über dem Boden gehalten. Als aber eine leidenschaftliche Verehrung sich diesen Zeugen der einstigen Größe Roms zuwandte, da mußte sich bald auch der Wunsch einstellen, die kostbaren Reste an sicherem Ort zu bergen und durch die Schätze des Bodens zu mehren. Die altberühmten Erzwerke, die beim Lateran den Jahrhunderten getrotzt hatten, bildeten den Grundstoß einer Kunstsammlung auf dem Kapitol; in dem Belvedere bei dem vatikanischen Palast fanden jüngst entdeckte Marmorwerke eine glänzende Aufstellung. Von wissenschaftlichen Anschauungen und Absichten in unserem Sinn war man freilich zur Zeit Julius' II. und Leo's X.

¹⁾ W. Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. Dritte Auflage, herausgegeben unter Mitwirkung von W. Amelung, E. Reisch, F. Weege, I 1912, II 1913.

I. Die päpstlichen Sammlungen im Vatikan. Die städtischen Sammlungen auf dem Kapitol. Antiquarium comunale und Museo Barracco. II. Die päpstliche Sammlung im Lateran. Die staatlichen Sammlungen im Thermenmuseum, Villa Borghese, dem Collegio Romano und dem Museo di Villa Papa Giulio. Private Sammlungen: Palazzo Spada, Palazzo Barberini, Villa Albani. Die wissenschaftlichen Kataloge der einzelnen Sammlungen findet man im zweiten Bändchen verzeichnet.

noch weit entfernt, und die Wissenschaft hatte kein Recht, sich zu beklagen, wenn Päpste einer strengeren Richtung mit den Auswüchsen der mediceischen Hofhaltung auch die Heidengötter aus ihrem Palast verwiesen und die Statuen des Belvedere, die ihr Ruhm vor der Aussperrung bewahrte, wenigstens einsperrten und allen Blicken entzogen¹⁾.

Anderes wurde aufs Kapitol versetzt. Aber es füllten sich auch die Paläste und Villen der Kardinalnepoten, und neben die Würdenträger der Kirche traten andere erfolgreiche Sammler. Es bildeten sich die berühmten Sammlungen der Farnese, Borghese, Ludovisi, Giustiniani, und so viel auch von diesen Kunstschätzen ins Ausland wanderte, der unversiegbliche Boden der ewigen Stadt ersetzte es immer wieder, und als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein freierer Geist die Säle des Vatikans der antiken Kunst wieder öffnete, war es für Clemens XIV. und Pius VI. ein leichtes, ein Museum zusammenzubringen, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. In der unglaublich kurzen Zeit von drei Jahren konnte dann diesem Museo Pio-Clementino Papst Pius VII. das Museo Chiaramonti hinzufügen, und als im Jahre 1816 der Raub Napoleons in den Vatikan zurückkehrte, mußte in dem Braccio nuovo den langgestreckten Hallen, die das Belvedere mit dem eigentlichen päpstlichen Palast verbanden, ein neuer Riesenaal angegliedert werden. Danach gab noch Gregor XVI. einem ganz neuen Museum seinen Namen, dem Museo Etrusco, in dem

1) A. Michaelis, Geschichte des Statuenhofes im Vatikanischen Belvedere: Jahrbuch des Archäol. Instituts V, 1890, S. 5—72. P. G. Hübner, Le statue di Roma. Grundlagen für eine Geschichte der antiken Monumente in der Renaissance. I. Quellen und Sammlungen (Leipzig 1912 = Römische Forschungen, herausgegeben von der Bibliotheca Hertziana II). Teil II soll den Katalog der Statuen enthalten.

die Schätze etruskischer Gräber zur Ausstellung kamen, und wenn auch seitdem fast völliger Stillstand eingetreten ist, wie es nach dem Verlust der weltlichen Herrschaft kaum anders sein konnte, so behauptet doch wohl die vatikanische Sammlung selbst heute noch wo nicht die erste, so doch eine der ersten Stellen unter den Kunstsammlungen der ganzen Welt, und kein Papst wird es je über sich gewinnen, seinem Palast diesen Ruhm zu rauben.

Aber noch ehe Papst Clemens XIV. daranging, um den alten Besitz des Belvedere diese unvergleichlichen Sammlungen erstehen zu lassen, war in der Villa Albani die Sammlung geschaffen worden, die enger als irgendeine andere mit der Geschichte unserer Wissenschaft verbunden ist, die Sammlung, in der Winkelmann lebte. Unter Clemens XII. war im Jahre 1734 eine erste Sammlung des Kardinals Alessandro Albani auf das Kapitol versetzt worden — um 66 000 Scudi von dem geldbedürftigen Nepoten Clemens' XI. an den Papst verkauft. Aber der Cardinal, der schon als Knabe in die Künste und Reize des Kunsthandels eingeweiht worden war und ohne den täglichen Umgang mit den Werken antiker Kunst nicht leben mochte, ging sofort nach dem Verkauf an die Begründung einer neuen Sammlung, und als dieser in dem Palast Alle quattro Fontane der Raum zu eng wurde, beschloß er, für seine Schätze eine Unterkunft zu schaffen, die ihresgleichen nicht haben sollte: sonst wurden die Antiken den Villen als Schmuck eingefügt, hier wurde für die Antiken die Villa erbaut¹⁾. Diese herrliche Anlage war im wesentlichen vollendet, als um die Wende der Jahre 1758/59 Winkelmann in die Hausgenossenschaft des Cardinals trat. Eine Beschreibung, wie er sollte und wollte, hat Winkelmann der großartigen Schöpfung seines Gönners nicht

¹⁾ C. Justi, Winkelmann II 1, S. 291 f.

gewidmet. Aber die Geschichte der Kunst des Altertums und die Monumenti inediti sind ihr ein Denkmal und werden es bleiben, wenn einst auch diese Villa, die übrigens in der napoleonischen Zeit einige ihrer schönsten Stücke eingebüßt hat, von dem Schicksal der Villa Ludovisi und so mancher anderen erreicht werden sollte, dem auf die Dauer auch der Reichtum der Fürsten Torlonia schwerlich widerstehen wird, der einstweilen freilich neben die alte Sammlung der Villa Albani noch eine zweite — das Museo Torlonia in Trastevere — hat stellen können¹⁾.

Dann wird der italienische Staat mit schweren Opfern das Wertvollste in seine Sammlungen retten, wie er die Sammlung Ludovisi in den Diokletiansthermen geborgen, wie er dann aus dem Besitz der Chigi „das Mädchen von Antium“ um fast eine halbe Million Lire erworben hat; aber das Ganze — das im Grunde das Wertvollste ist, wird er nicht retten können. „In wenigen modernen Anlagen“, sagt Justi in seinem „Winkelmann“, „fühlte man sich wie in der Villa Albani vom Geist des Altertums umweht.“ „Die Antiken sollten da hausen, wie zu der Zeit, als sie noch keine Antiken waren, sondern zur Szene des Lebens gehörten; wie ein für den Bau selbst geschaffener plastischer Schmuck. Nichts von der Aufschichtung eines Magazins und dem Chaos einer Kunsthändlerbude, nichts von ödem Schaugepränge einer römischen Palastgalerie; solche Fassaden, wie sie das borghejische Rajino damals hatte, und das mediceische und pamphilische noch jetzt hat, mit den bunt aneinandergereihten Sarkophagtafeln und Büsten, gibt es hier nicht mehr.“

Die Zeiten einer solchen Ausstellung von Antiken sind wohl für immer vorbei — schon allein deshalb, weil sie „nichts

¹⁾ Visconti, Catalogo del Museo Torlonia di sculture antiche. Il Museo Torlonia riprodotto in fototipia. 161 Tafeln (nicht im Handel).

Verstümmeltes duldet“, während die heutige Wissenschaft die Ergänzung verpönt, dann aber auch deshalb, weil die ins Unermeßliche gewachsene Zahl der Denkmäler, die damals noch fast ausschließlich dem freilich überreichen Boden Roms entstiegen, heute an allen Ecken und Enden des antiken Erdkreises auftauchen, in der Welt nicht den Raum oder doch in dem alten Europa nicht den Reichtum fände zu so verschwenderischer Anordnung. Schon das Museo Torlonia hat in der Aufstellung mit der Sammlung der Villa Albani nichts gemein, ohne übrigens in bezug auf Kritik modernen Ansprüchen besser zu genügen.

Galten in früheren Jahrhunderten fast ausschließlich Werke der Plastik als Museumsstücke, so hat sich der Kreis der „museumsfähigen“ oder vielmehr museumpflichtigen Denkmäler jetzt außerordentlich erweitert. Wer ahnte zur Zeit der ersten großen Vasenfunde in den Gräbern Etruriens die Bedeutung, die das ungeheure Gebiet der Keramik in der Denkmälerforschung gewinnen sollte, und wie würden die, die über das Istituto dei vasi spotteten, sich über die „Scherbenforschung“ unserer Tage gewundert haben, deren Berechtigung und Wichtigkeit heute kein Urteilsfähiger bezweifeln wird.

Viel weiter gesteckt war deshalb von vornherein Zweck und Ziel dem staatlichen Museum, das neben die päpstlichen im Vatikan und Lateran und das seit nunmehr siebenzig Jahren nicht mehr päpstliche, sondern städtische Museum auf dem Kapitol getreten ist, dem Museum in den Diokletiansthermen.

Hier sind die Wandmalereien und Stuckreliefs aus einem im Garten der Villa Farnesina gefundenen Haus der augusteischen Zeit untergebracht, hier sind die Funde aus Ostia und Palestrina und aus dem Dianatempel bei Nemi wie aus der langobardischen Nekropole bei Castel Trovino, die

Reste der im Nemisee versunkenen Prachtschiffe, wie die Statuen der Vestapriesterinnen aus dem Atrium Vestae und die beim Palazzo Fiano gefundenen Trümmer der Ara Pacis Augustae, hier die Protokolle der Arvalbrüder, die Festordnung der Säkularspiele des Augustus und des Septimius Severus, die Fasten von Präneſte ausgestellt; hier findet man neben neueren Einzelfunden hohen Ranges, wie dem „Mädchen von Antium“ und dem „Knaben von Subiaco“, der Replik des Myronischen Diskobolen aus Castel Porziano, dem ehernen Faustkämpfer und der Erzstatue eines hellenistischen Herrschers, wie schon gesagt, jetzt auch die unvergleichlichen Schätze der Sammlung Buoncompagni aus der einstigen Villa Ludovisi.

Der Stadt Rom gehört außer dem Museo Capitolino (s. oben S. 88) und seiner an Werken ersten Ranges noch reicheren Filiale in dem gegenüberliegenden Konservatorenpalast heute noch die durch einige erlesene Werke griechischer Kunst ausgezeichnete Sammlung Barracco¹⁾, dank der Schenkung des früheren Besitzers, gehört ferner das „Antiquarium“ (früher Magazzino archeologico) auf dem Cälius, in dem neuere Funde aus dem römischen Stadtbezirk untergebracht sind, mit Ausnahme der Funde auf dem Forum, die der Staat in einem besonderen Museum vereinigt, wie er sich auch die Antiken des Rasinos Borghese vorbehalten hat, als er die Villa der Stadt als Volkspark überwies.

Roms Sonderstellung rechtfertigt hier etwas eingehendere Angaben, sonst müssen wir uns auf die Verzeichnung der allerwichtigsten Sammlungen beschränken. Von den Museen Italiens, die fast so zahlreich sind als seine Städte, seien nur drei noch genannt. Nach Neapel gelangte die Sammlung

¹⁾ G. Barracco und W. Helbig, La collection Barracco. München, Bruckmann, 1894.

der Farneje; aber sie tritt im Museo Nazionale ganz zurück gegen die Schätze aus den vom Vesuv verschütteten Städten¹⁾. Palermo ist die Hauptsammelstätte für die Funde Siziliens. In Florenz besteht neben der Skulpturensammlung der Uffizien, größtenteils altem Mediceerbeseß römischer Herkunft, ein Museo archeologico, in dem die Funde Etruriens ihre Unterkunft finden²⁾.

Gleichzeitig mit den päpstlichen Museen entstand in London das Britische Museum, das erste Nationalmuseum. Aus einer Privatsammlung hervorgegangen, durch Schenkung und Ankauf anderer Privatsammlungen allmählich erweitert, gewann dieses Museum im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts durch die Erwerbung der Elgin Marbles, der die des Frieses von Phigalia kurz vorausgegangen war, vor allen anderen damals bestehenden Sammlungen einen gewaltigen Vorsprung und wuchs durch die Ernte großer archäologischer Unternehmungen in Kleinasien, besonders in Halikarnassos und Lykien, in Ägypten und Mesopotamien zu immer gewaltigerem Umfang an³⁾.

Zehn Jahre später würde das englische Parlament zur Erwerbung der Parthenonskulpturen schwerlich seine Zustimmung gegeben haben. Denn seit der Befreiung Griechenlands von der türkischen Herrschaft mußte die Entführung dieser Schätze in anderem Lichte erscheinen, und eben noch war der riesenhafte Kunstraub Napoleons, der vorübergehend in Paris ein Museum zusammengebracht hatte, durch das

1) A. Kuesch, Guida illustrata del Museo Nazionale di Napoli. Neapel 1908.

2) W. Amelung, Führer durch die Antiken in Florenz. München 1897.

3) Synopsis of the contents of the British Museum. Die wissenschaftlichen Kataloge auch dieser Sammlung, wie der nachfolgenden, sollen im zweiten Abschnitt verzeichnet werden.

alle anderen in Schatten gestellt wurden, rückgängig gemacht worden.

Nicht alle geraubten Bildwerke fanden den Weg zu ihren einstigen Besitzern zurück, da manche die hohen Kosten des Transports scheuten; aber das so gewalttätig errichtete Zentralmuseum sollte doch nur in den prächtigen Publikationen fortleben, in denen „wir gleichsam im Auszug und in der gänzendsten Technik das Beste antiker Skulptur römischen Bodens überschauen“. Visconti selbst, dem die Pariser Riesensammlung anvertraut war, verschloß sich nicht gegen die neue Offenbarung, die die Parthenonskulpturen brachten. Aber wenn der Bildhauer Dannecker bekannte: „Es tut mir weh, mich von dem Apollo di Belvedere zu trennen“, so waren andere — auch unter denen, die der Erwerbung der Elgin Marbles durch die Nation widerstrebten —, die sich die Belehrung durchaus nicht gefallen lassen wollten. Früher oder später mußten sie sich fügen. Es ist keine Frage, daß dank dem Kunstraub Lord Elains die Erkenntnis der Kunst des Phidias uns nicht nur früher beschieden war, als sonst der Fall gewesen wäre, sondern auch eindringlicher gewirkt hat, als vom Giebelfeld des Tempels aus möglich gewesen wäre, und so dürfen wir uns, nachdem das Unrecht verjährt ist, des Gewinns wohl freuen. Keinem anderen Museum der Welt ist je eine vergleichbare Erwerbung von Kunstwerten gerade dieser Periode gelungen, noch kann sie in Zukunft gelingen. Aber unsere Erkenntnis des Ganges antiker Kunst ist freilich durch Werke älterer oder späterer Zeit, die systematische Ausgrabungen anderen Museen zugeführt haben, nicht weniger gefördert worden.

Für das Musée du Louvre sind die beiden glänzendsten Erwerbungen Einzelfunde, von denen der eine erst nachträglich in einen großen Zusammenhang gestellt worden ist: die Venus von Milo und die Nike von Samothrake. Doch

das sind nur zwei Nummern von Tausenden — schon 1896 verzeichnet der Catalogue sommaire des marbres antiques nicht weniger als 3058 Stücke — und diese Tausende sind doch nur ein Teil der Sammlungen des Louvre, diese wieder nur ein Teil der in Paris zusammengebrachten Denkmäler.

In Deutschland¹⁾ kam die Glyptothek und die Vasensammlung König Ludwigs in München²⁾ am ersten zu einer den genannten Sammlungen einigermaßen ebenbürtigen Bedeutung — jene durch die Erwerbung der „Agineten“ und vieler römischer Werke, die unmittelbar oder, wie die Prachtstücke der Villa Albani, auf dem Umweg über Paris nach München gelangten, diese durch die Vereinigung zweier reicher Sammlungen von Vasen aus Vulci mit erlesenen Stücken aus Griechenland, Sizilien und Unteritalien.

Heute freilich sind die Münchener Sammlungen durch die der königlichen Museen zu Berlin³⁾ weit überflügelt, die schon vor zwanzig Jahren, unter Ausschluß der pergamenischen Bildwerke, durch die sie doch erst zu einer Sammlung ersten Ranges erhoben worden sind, gegen 1400 Werke der Skulptur und vor etwa fünf und zwanzig Jahren an 4000 Vasen verzeichnen konnten. Des ganzen Reichtums der pergamenischen Beute wird man sich erst jetzt, angesichts

¹⁾ B. Scherer, Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Jena 1913.

²⁾ P. Wolters, Illustrierter Führer durch die K. Glyptothek. München 1916. Mit 64 Tafeln. — Die Vasensammlung soll jetzt, mit dem Antiquarium vereinigt, im Kunstausstellungsgebäude eine neue Unterkunft finden. Den dadurch veralteten „Führer“ anzuführen hat deshalb keinen Zweck mehr. Otto Jahns Katalog (s. im zweiten Abschnitt) wird einen Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft behaupten, obgleich er natürlich gänzlich veraltet, teilweise ja auch ersetzt ist.

³⁾ Führer durch das Alte und das Neue Museum. Die wissenschaftlichen Kataloge findet man im zweiten Abschnitt.

des dritten und des siebenten Bandes der großen Publikation, bewußt, und dazu haben inzwischen noch Magnesia und Priene, Milet und das Didymaion ihre Schätze gespendet, und immer reichere Mittel haben auch aus dem Kunsthandel allen Abteilungen der Museen glänzenden Zuwachs zuzuführen gestattet.

Freilich sind durch den Wettbewerb der Liebhaber aus dem Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten“ die Preise des Kunsthandels derart gestiegen, daß man es für verdienstlicher halten muß, die Hunderttausende auf Ausgrabungen zu verwenden, durch die neue Denkmäler der Wissenschaft gewonnen werden, als sie zu opfern, um diesem oder jenem Monument einen Platz auf der Spreeinsel zu sichern und dabei am Ende noch das Opfer des mit den Preisen wachsenden Fälschergewerbes zu werden, — es sei denn, daß es sich um eine Erwerbung handelt, die zugleich als eine patriotische Tat angesehen werden kann, wie die mitten im Krieg und lediglich mit Privatmitteln gelungene Erwerbung der „griechischen Göttin“ (Antike Denkmäler des Archäol. Instituts III 4 1916—17).

Auch die Hofmuseen in Wien verdanken ihren bedeutendsten Zuwachs in neuerer Zeit den wissenschaftlichen Unternehmungen in Kleinasien, die Relieffriese des Heroons von Gjölbashi-Trysa und die Funde von Ephesos¹⁾.

Raum öfter als einmal ist es einem reichen, für die alte Kunst begeisterten und von Kennern wohlberatenen Privatmann in den letzten Jahrzehnten gelungen, eine Sammlung zusammenzubringen, die sich neben die staatlichen Museen stellen darf: die Sammlung Jakobsen in Ny-Carlsberg bei Kopenhagen²⁾.

¹⁾ Eine Auswahl des älteren Besizes bot R. v. Schneider, Album auserlesener Gegenstände der Antikensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses (Wien 1895).

²⁾ La Glyptothèque. Ny-Carlsberg. München, Brudmann.

Günstiger sind die Museen gestellt, denen der heimische Boden dauernd Zuwachs bietet, der nicht den Handel zu passieren braucht.

Das sind außer den Museen Italiens, von denen schon die Rede war, vor allem die griechischen: in Athen das Museum auf der Akropolis, das allerdings jetzt, nach der gründlichen Durchsuchung des Burgbergs, kaum noch auf Wachstum rechnen kann, wenn nicht sein „Aushebungsbezirk“ erweitert wird, das riesenhafte, stetig wachsende Nationalmuseum, das mit Recht die wertvollsten Funde aus den Provinzen an sich zieht, dann die auf dem Ausgrabungsboden erstandenen Museen zu Olympia und Delphi, endlich alle die Lokalmuseen, denen man jene beiden nicht zuzählen darf.

Unendlich weit ist der Bereich des Museums in Konstantinopel, das leicht alle anderen in Schatten stellen könnte, wenn es nicht zum Glück noch oft auf möglichen Gewinn zugunsten der ausgrabenden Ausländer verzichtete, aber dennoch unter der energischen und einsichtigen Leitung Hamdi Bey's und seines Nachfolgers, zumal seit der Erwerbung der Sarkophage von Sidon, sich eine hervorragende Stelle unter den europäischen Museen erobert hat.

Aus dem unerschöpflichen Boden Agyptens strömt den Museen von Alexandria und Kairo stets neuer Stoff zu, und an der dem Machtgebiet Frankreichs angehörigen Nordküste Afrikas ist ein Museum neben dem anderen aufgeblüht.

Aber auch das Museum der Ermitage in Petersburg dürfen wir zu den Museen rechnen, die der eigene Boden nährt, der freilich in diesem Fall weit abgelegen ist; denn, wenn auch wertvolle Denkmäler genug durch Kauf hier zusammengeströmt sind, seine eigentliche Bedeutung verdankt doch das Museum den Funden aus Südrußland.

Schließlich ist hier noch der deutschen Museen zu gedenken, die auf römischem Kulturboden stehen und aus ihm ihren Inhalt heben, der großen Provinzialmuseen zu Trier und Bonn, auf die wir mit besonderem Stolz blicken dürfen¹⁾, und des einzigartigen Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz²⁾, dann aber auch der zahlreichen Lokalsammlungen, die um so besser der Wissenschaft dienen, je bescheidener und strenger sie sich ihrer lokalen Aufgabe widmen. Lehner hat einmal diese Aufgabe, wie die der größeren Museen, vortrefflich umschrieben, und ich darf diese Betrachtung um so eher mit einigen Sätzen aus seinem Vortrag beschließen, als die dort dargelegten Grundsätze ja keineswegs nur für unsere deutschen Sammlungen Geltung haben, sondern für das Verhältnis der verschiedenen Museen Griechenlands und Italiens und aller anderen Länder der Kultur, mit deren Denkmälern wir uns befassen, eine ähnliche Bedeutung beanspruchen dürfen.

„Das Lokalmuseum hat die Aufgabe, die örtliche Kultur-entwicklung bis ins kleinste darzustellen, im engen Rahmen seines örtlichen Bezirks auch nicht den kleinsten Fund unbeachtet zu lassen. Durch seine örtlichen Beziehungen, durch den Lokalpatriotismus, den es weckt und von dem es getragen

¹⁾ F. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier, mit 143 Abbildungen, Trier 1903. [E. Krüger], Kurzer Führer⁴. Mit Abbildungen. Trier 1914. H. Lehner, Führer durch das Provinzialmuseum in Bonn. 1915. I. Band, Die antike Abteilung. Mit 32 Tafeln. Das Provinzialmuseum in Bonn. Abbildungen seiner wichtigsten Denkmäler: Heft I, Die römischen Skulpturen, 1915, 34 Tafeln; Heft II, Die römischen und fränkischen Skulpturen, 1917, 44 Tafeln.

²⁾ R. Schumacher, Zur Neuaufstellung der Sammlungen des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz: Prähistorische Zeitschrift I, 1910 und Mainzer Zeitschrift V, 1910. „Führer“ in Vorbereitung.

wird, ist das Lokalmuseum und nur dieses imstande, wirklich jeden, auch den unscheinbarsten Fund für die Wissenschaft zu retten, sofort überall einzugreifen, wo es nottut.

„Das Provinzial- oder das Landesmuseum vaterländischer Altertümer hat die Aufgabe, die Kulturentwicklung der ganzen Provinz oder des ganzen Landes, von welchem und für welches es gegründet ist und nach dem es seinen Namen führt, zu erforschen und in ihren beweglichen monumentalen Hinterlassenschaften sichtbar darzustellen.“

Dem Zentralmuseum wird die Aufgabe gestellt, „eine Vergleichs- und Übersichtsstätte über die Gesamtkultur“ zu sein durch die Darstellung „des Typischen“ der Kultur der einzelnen Territorien, während „das Untypische, die singulären Erscheinungen“ den Provinzen verbleiben müßten¹⁾.

Hier dürften freilich einem Zentralmuseum im einstigen Mittelpunkt der Kultur, um deren Denkmäler es sich handelt, wie es die großen Sammlungen in Athen und Rom sind, größere Rechte eingeräumt werden, und zuweilen auch praktische Erwägungen zugunsten des Zentralmuseums den Ausschlag geben, wenn ein hervorragendes Kunstwerk in dem Provinzialmuseum weniger zugänglich und weniger sicher verwahrt zu sein scheint, als wünschenswert ist.

Man darf bezweifeln, ob es richtig war, den Hermes des Praxiteles im Museum zu Olympia zu belassen.

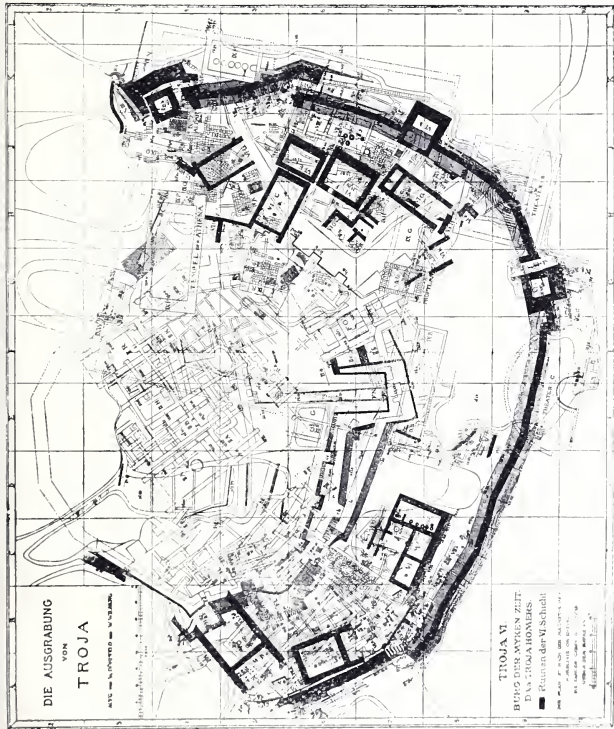
Es gibt Funde, die durch die Entfernung vom Fundort entwertet werden, und es gibt Funde, deren Wert die Entfernung vom Fundort fordert, und man hätte dieser Forderung um so eher nachgeben dürfen, als die Überführung in die Hauptstadt hier zugleich die Rückkehr des Kunstwerks in die eigentliche Heimat bedeutet.

¹⁾ Bericht über den Verbandstag in Dortmund im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1908.

Register.

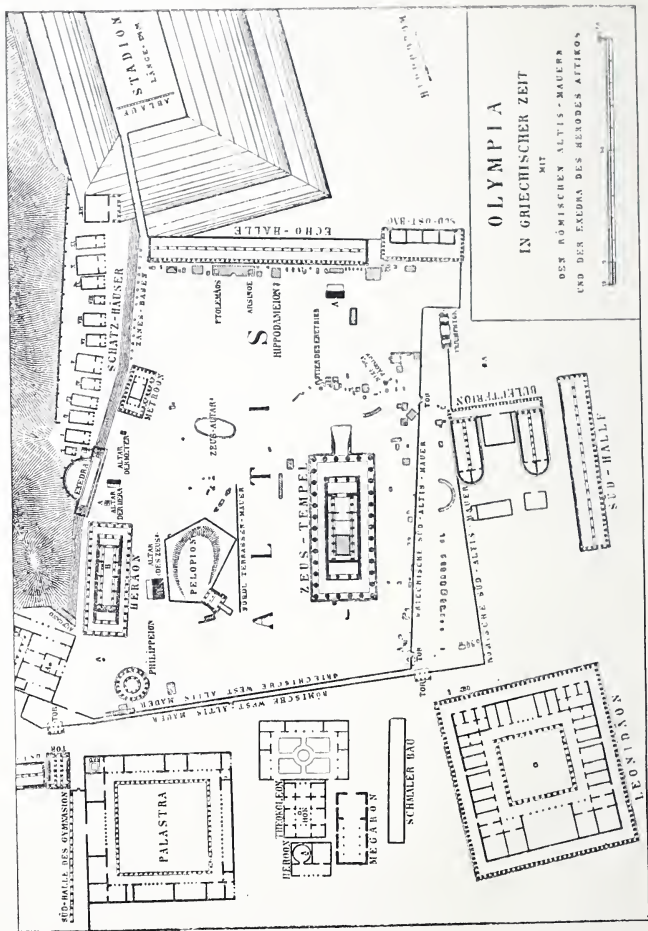
- Adamkluft 61
 Afrika (Museen in Algier und Tunis) 96
 Ägä 61
 Agina (Tempel der Alphaia) 37, 52
 Ägypten (Ausgrabungen in Alexandria) 61, (Museen) 96
 Alexandria 61
 Altertumswissenschaft 5 f., 8.
 Antikythera (Funde im Meer bei —) 30
 Ara Pacis Augustae 62
 Archäologie (Begriffsbestimmung) 5 f.
 Argos 52
 Assos 60
 Athen (Ausgrabung auf der Akropolis) 53, (— vor dem Dipylon) 52, (Vorderpersische Kunst) 26, 31, (Niketempel) 23, (Parthenon) 23, 37, („Theaion“) 23, (Stadtmauer) 22, (Museen) 96
 Ausgrabungen 25, 38 f.
 Baalbel 61
 Bemalung s. Polychromie
 Berlin (Museen) 94 f.
 Bonn (Museum) 97
 Brückner 52
 Bulle 5₁, 6₁, 13
 Bursian, R. 6₁
 Carrey 36
 Collignon 14
 Conca 62
 Conze, M. 7 f., 56
 Curtius, C. 42 f.
 Curtius, L. 14₁
 Chriacus von Ancona 36
 Delos 51
 Delphi 51
 Denkmälerforschung 11
 Deonna 15 f.
 Dibymaion 58 f.
 Dipylon 52
 Dolchflingen von Mikenä 82
 Dörpfeld, W. 43 f., 48, 53, 75 f.
 Eisen 27
 Eteia 52
 Eleusis 53
 Elgin, Lord 37
 Elis 52
 England (Museen) 92 f.
 Ephesos 60
 Epidauros 53
 Erdwälle 20
 Erzdenkmäler 26 f.
 Ferienkurse 8 f.
 Flanders Petrie 40, 47
 Florenz (Museen) 92
 Frankreich (Museen) 93 f.
 Fries, ionischer 53
 Fundumstände 65 f.
 Furtwängler, A. 12, 45
 Gardner 14
 Gemmen 27
 Gerde 7₁
 Gerhard, C. 13
 Glas 28
 Gold 27
 Gräber 67 f.
 Grabstelen, bemalte 32
 Griechenland (Ausgrabun-
 gen) 49 f., (Museen) 96,
 (Reisen) 35 f.
 Halä 52
 Halikarnassos (Mausoleum) 41, 55
 Herkulanum 27, 32 f., 38
 Hilfswissenschaften 16 f.
 Hissarlik s. Troja
 Holzbau 21
 Holzbildwerk 26
 Homerische Kultur 70 f.
 Ikon s. Troja
 Institut, Archäologisches 50 f.
 Ionischer Fries 58
 Jahn, D. 6 f.
 Jakobsen, Sammlung 95
 Kabirion 52
 Kalkbrenner 23, 26
 Kabbadias, P. 53
 Keramik 45 f.
 Kleinasien (Ausgrabungen) 55 f.
 Knossos 33
 Koldewey, R. 62
 Kolophon 61
 Konstantinopel (Museum) 96
 Kopenhagen, (Museum Jakobsen) 95
 Korfu 52
 Korinth 52
 Kos 61
 Kreta 33, 51 f., 74
 Kroter 13
 Numanubes, M. 83
 Kunst (Begriff) 6 f.

- Kunstgeschichte, Kunstwis-
 senschaft 7 f.
 Kunstmythologie 14
- Debas 38,
 Behm 21
 Lehner 97 f.
 Dinesforschung 40, 46 63
 Lokalmuseen 97 f.
 Lokri 62
 London (Museen) 92
 Boeschde, G. 45
 Luftziegel 21 f.
 Phokura 53
- Magnesia a. M. 61
 Mainz (Museum) 97
 Makedonien 52
 Malerei 31 f.
 Mantinea 52
 Marmorbilder 32
 Mau-v. Merdlin, Katalog
 30, 49,
 Mausoleum 41, 55
 Megalopolis 52
 Melos 52
 „Merkbuch“ 64,
 Michaelis, A. 14, 30, 37 f.,
 41, 49
 Milet 58
 Mosaiknachbildungen von
 Gemälden 33
 Müller, R. D. 12 f.
 München (Museen) 94
 Museen 81 f.
 Mykenä 71
 Myrina 61
- Neapel (Museum) 91 f.
 Nemrud-Dagh 61
 Newton, Ch. Th. 41
 Nointel 36
 Numantia 79
- Olympia 22, 40 f., 43
 Orchomenos 52
- Oropos 53
 Orsi, B. 52
 Overbed 18
- Palermo (Museum) 92
 Pantheon 23
 Paris (Museen) 92 f.
 Parthenon 23
 Parthenonskulpturen 92 f.
 Pergamon 26, 55 f., 84
 Perrot 14
 Petersburg (Museen) 96
 Phidias, Zeus des — 9
 Anm.
 Philologie 6 f., 17
 Pigorini, L. 62
 Plastisches 9
 Polychromie 25, 31
 Pompeji, 39 f., 56
 Prähistorische Forschung 45
 Preller 13
 Priene 57 f.
 Provinzialmuseen 97 f.
 Prüfungsordnung 8
 Ptoion 52
 Buchstein, D. 62
- Reisen 35 f.
 Rhodos 60
 Rom (Museen) 86 f., (Pan-
 theon) 23
 Römisch = Germanische
 Kommission des Kaiser-
 lichen Archäologischen
 Instituts 49
 Roscher 14
 Rußland (südliches) 62
- Samos (Heraion) 60
 Samothrake 60
 Sarbes 60
 Sauer 13
 Schliemann, G. 11, 44 f.,
 70 f.
- Schulten 79
 Sibon 31, 61
 Siphon 52
 Silber 27
 Sittl, R. 12
 Sparta 52
 Spon 37
 Springer 14
 Stäbte 56 f.
 Stark, R. B. 71, 12
 Steinbauten 22 f.
 Steinbildwerke 26
 Stuart und Revett 37
 Südrußland 62
- Tegea 52
 Tempel 68
 Terrakotten 28
 Terramare 46
 Thasos 52
 Thermo 53
 Thera 52
 Tische 16 f.
 Tiryns 52
 Tongefäße 28
 Trier (Museum) 63, 97
 Troja 40, 44, 72 f.
 Tropaeum Trajani 61
- Waffen 34
 Verschleppung der Den-
 kmäler 29 f.
- Wandbilder 32
 Welter 9, 12
 Wiegand 13, 24, 39, 58
 Wien (Museum) 95
 Windelmann, J. J. 42, 58
 Winter, F. 14 Anm., 17,
 Wolf, F. A. 5
 Wolters, B. 14
- Zentralmuseen 97 f.
 Zeus der Phidias 9 Anm.
 Ziegel 22



Plan der sechsten Stadt von Hisarlik.

Nach Dörpfeld, Troia und Iliion (Athen, Beck & Barth, 1902).

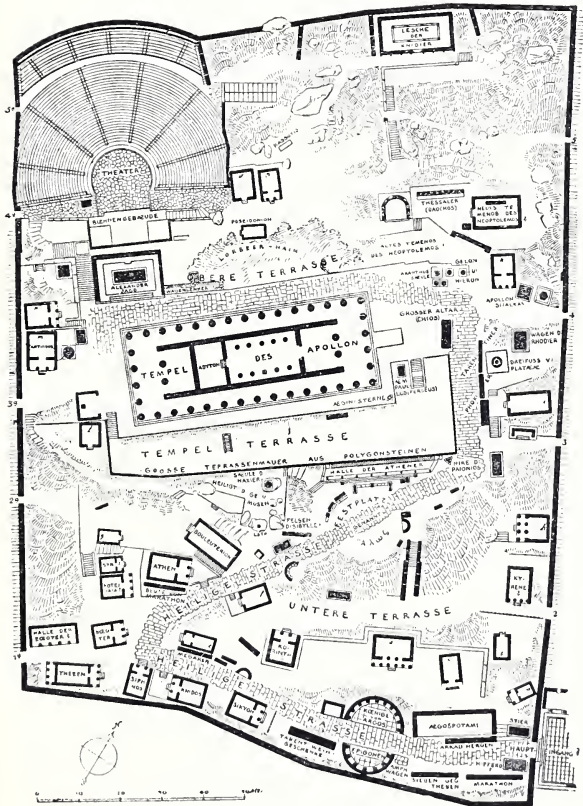


OLYMPIA
 IN GRIECHISCHER ZEIT
 MIT

DER RÖMISCHEN ALTIS-MAUER
 UND DER EXEDRA DES HERODES ATTIKOS

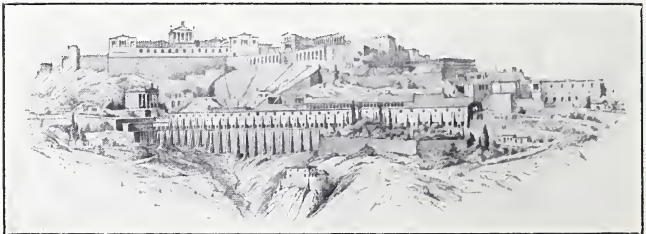


Plan der Altis von Olympia.

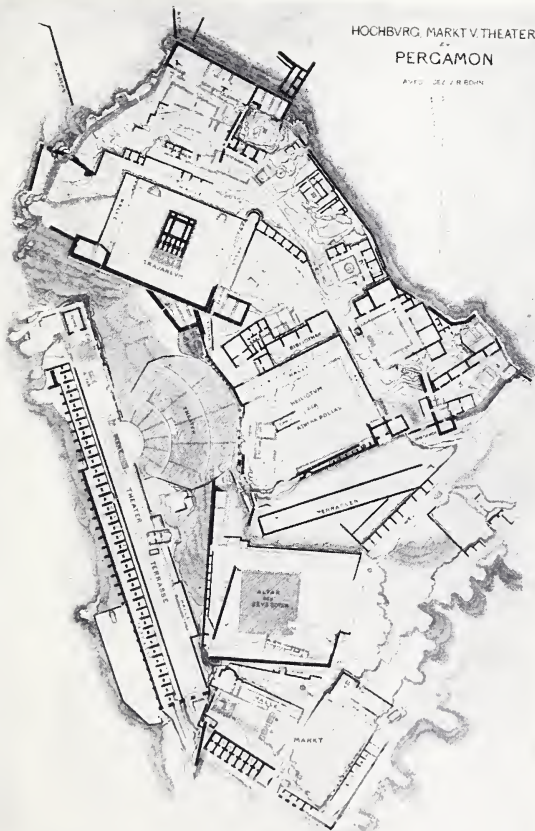


Plan des heiligen Bezirks von Delphi.

Nach Ludenbach, Olympia und Delphi (München, Oldenbourg 1904)



Oben: Pergamon mit Umgebung.
Nach dem in den *Altertümern von Pergamon* veröffentlichten Plan.
Unten: Richard Voyns Herstellung der Hochburg von Pergamon.



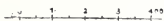
Plan der Hochburg von Pergamon.

Nach „Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon. Vorl. Bericht III“.

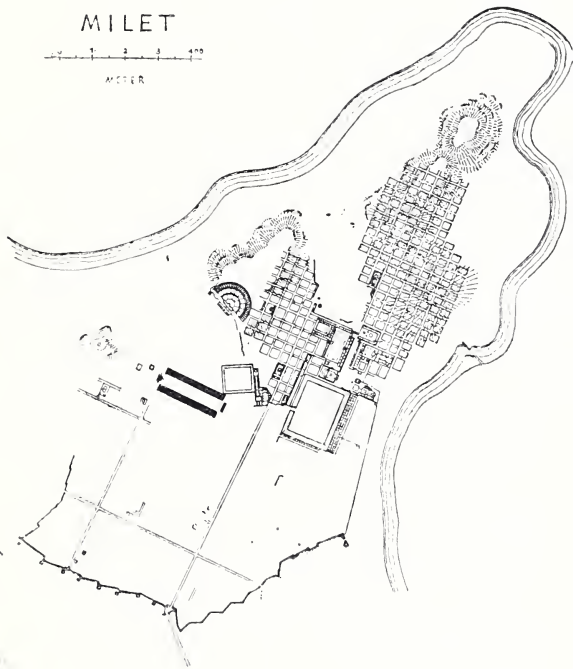


Plan der Stadt Briene.
Nach Wiegand und Schröder, Briene (Berlin, G. Reimer 1904).

MILET



METER



Stadtplan von Milet.

Nach Wiegand, Siebenter vorläufiger Bericht über die in Milet und Didyma unternommenen Ausgrabungen (Berlin, G. Reimer 1911).



Plan der Akropolis von Athen.

Arch. u. Kunstg. Staatsarchiv von Athen (Ber. v. Weidmann 1891)





GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00758 9126

